Das deutsche Volk.

Kreuz- und Querzüge

durch

Nord-Deutschland,

oder

das deutsche Volk, wie es lebt und denkt.

Von

Dr. Jeremias Vanderbilt.

Cincinnati:

Im Selbstverlag des Verfassers.

1882.

Vorrede.

Das vorliegende Buch macht keinen Anspruch darauf, ein erschöpfendes Ganze über Deutschland und das Volk zu sein, — es enthält vielmehr nur unzusammenhängende Aufzeichnungen über Sitten und Gebräuche, Zustände und Armuth, Lebens- und Denkweise des deutschen Volkes. Ich hoffe nicht, daß diese Aufzeichnungen Jemanden in seinem Behagen stören werden; denn es liegt durchaus nicht in meiner Absicht, meine Landsleute beleidigen zu wollen. Was ich erzählt habe, sind Thatsachen, und die Zustände, welche ich geschildert, sind in der Wirklichkeit so, wie man sie im alten Vaterlande vorfindet. Das Ganze ist in einer genießbaren, für Jeden verständlichen Sprache geschrieben, alle Fremdwörter und gelehrt klingende Phrasen sind absichtlich vermieden worden.—Ich bin überzeugt, daß das Buch — trotz seiner Mängel — einer hinlänglichen Anzahl von Lesern eine willkommene Lectüre sein wird.

Die dem Texte beigefügten Holzschnitte dürften ebenfalls für Viele eine angenehme Beigabe sein.

Cincinnati, im November 1882.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Seite.
Abreise.—Auf dem Ocean.—Ein blinder Passagier.—Das traurige Loos eines Blinden 1

Zweites Kapitel.

Ankunft in Bremen.—Die Heimath.—Das Wiedersehen.—Eine liebende und geliebte Mutter, die nicht mehr ist.—Ideen-Associationen.. 8

Drittes Kapitel.

Abendessen bei einem deutschen Postmeister.—Ein verächtlicher Schmeichler.—Frösche so groß wie Kälber in den Gewässern Amerikas.—Der Bauer und sein Gaul.—Die deutschländische Presse.—Eine langweilige Stadt..... 15

Viertes Kapitel.

Deutsche Priester.—Der geistliche Stand.—Sonntag in Deutschland.—Judenhetze.—Der Ursprung des „Hep-Hep!" Ein sozialistisches Project................................ 29

Fünftes Kapitel.

Eine rosige Laune. Wodurch wird dieselbe bedingt?—Cäsar und Cassius.—Rousseau's Bekenntnisse.—Ein Prinz auf Reisen.—Ein Eseltreiber als Philosoph.—Ein Nestor und sein Enkel.—Kein Geschlecht hält sich länger, als bis in's vierte Glied.................................. 40

Sechstes Kapitel.

Trinchen.. 48

Siebentes Kapitel.

Seite.

Eine Kegelpartie.—Ein gelehrter Doctor.—Deutsche Aerzte.—Brodneid unter denselben.—Gehässiges Benehmen der Aerzte gegen einander.. 55

Achtes Kapitel.

Ein Sängerpaar.—Ein deutsches Lied in den Wäldern Virginien's.—Ein sterbender Soldat.—Der Geck und doch ein weiser Mann.—Die Regenten und Großen.—Woher sie gekommen.—Talente unter dem deutschen Volke.—Deutschland imponirt nach Außen.—Armuth und Elend zu Hause.—Vermehrung der Völker.—Die Juden in Egypten.. 63

Neuntes Kapitel.

Kasino.

Ein Professor der Philosophie.—Baron von Schlachtemeyer.—Die Späße reicher Leute finden immer Beifall.—Knechtischer Sinn der Deutschen gegen Höherstehende.—Selbsterworbenes Eigenthum erweckt unabhängige Gefühle.—Zwei interessante Schwestern.—Die Frauen........ 81

Zehntes Kapitel.

Stände.—Gesellschaft-Clubs.—Unterhaltung in denselben.—Furcht der Regierung vor Geistesmacht.—Die Reichen sperrt man in den Adelshof, und wenn es Juden sind.—Der gesellige Umgang in Amerika.—Arbeit keine Schande; die klarsten Köpfe findet man oft bei niedriger Arbeit.. 92

Elftes Kapitel.

Adel.. 99

Zwölftes Kapitel.

Deutsch-Amerikaner in Deutschland.—Die Stammkneipe.—Eine Stadt gemüthlicher Bürger.................. 110

Dreizehntes Kapitel.

Seite.
Selbstmord.. 115

Vierzehntes Kapitel.

Eine gemüthliche Schenke.—Der deutsche Dorf-Tyrann.—Eine harmlose Paukerei.—Gifte in unseren Genußmitteln.—Und ihre Wirkung.. 122

Fünfzehntes Kapitel.

Wo und von wem werden die deutschen Auswanderer beschwindelt?—Dort und hier von ihren Landsleuten.—Der deutsche Reichstag und die Auswanderer............... 133

Sechzehntes Kapitel.

Unwissenheit und Aberglaube............... 139
a. Hexen.. 146
b. Zauber.. 151
c. Krankheiten.. 152
d. Gegen Würmer.. 152
e. Gegen Warzen.. 153
f. Gegen Sommersprossen.. 153
g. Gegen Zahnweh.. 154
h. Gegen die Gelbsucht.. 154
i. Gegen den Rothlauf.. 155
k. Gegen das Fieber.. 155
l. Gegen Verblutung.. 157
m. Gegen den Biß eines tollen Hundes.................. 158
n. Das Diebsschloß.. 158
o. Freischützen.. 161
p. Vorgeschichten.. 162
q. Gespenster.. 164
r. Der wilde Jäger.. 166
s. Der feurige Drache.. 167

Seite.
t. Der Teufel ... 167
u. Verschiedenes ... 169

Siebzehntes Kapitel.

Armuth in Deutschland.—Deutsche Kinder ... 173

Liste von Illustrationen.

Der blinde Passagier ... 5
Deutschländische Eisenbahn ... 10
Ein Magdeburger Bücher-Colporteur ... 27
Ein Diener Gottes ... 31
Jüdische Börsespekulanten ... 34
Der Großvater ... 45
Trinchen ... 48
Doctor Vanderbilt's Abschied von Trinchen ... 54
Gutsbesitzer Suhrappel und Baron von Foggenstein ... 70
Bismarck's „Varzin" ... 74
In den Adelstand erhobene Juden ... 96
Der Kaiser auf dem Throne ... 99
Der Kaiser spielt die Rolle einer vierten Person in der Gottheit ... 102
Villa des jüdischen Bankiers Baron von Bleichröder ... 107
Neben ihm lagen seine kleinen schwarzen Krücken ... 118
Hier ist das Betteln verboten ... 175
Wie oft weint nicht eine solche Mutter in stiller Nacht, daß es einen Stein erbarmen möchte und klagt ihrem Gotte ihr Leid ... 184
Einige Knaben setzten über Hecken und Zäune hinweg, so leicht, wie junge Hirsche ... 186

Kreuz- und Querzüge durch Norddeutschland.

Erstes Kapitel.

Abreise. — Auf dem Ocean. — Ein blinder Passagier. — Das traurige Loos eines Blinden.

Das Land, wo man geboren und seine Jugend verlebt hat, einerlei, ob die Jugendzeit eine glückliche oder traurige war, verliert für uns niemals das Anziehende und den Reiz; und wenn wir auch lange Jahre in der Fremde gelebt haben, so wünschen wir doch Alle es einmal wieder zu sehen.

„Die Savoyarden", sagt Demokritos, „verlassen zu Tausenden ihre armen Berge und gehen in die Welt als Kesselflicker und Bärenführer, — und wenn sie sich ein kleines Sümmchen erspart haben, so wandern sie zurück in ihre heimischen, kalten Berge, von wo sie Hunger und Elend vertrieben, und wo sie neues Elend erwartet. — Selbst der große Corse Napoleon wollte sich in sein Geburtsörtchen Ajaccio zurückziehn."

Es war ein sehr heißer Nachmittag im August vorigen Jahres, als ich mich in New-York durch das Gewühl von Menschen drängte, um den Dampfer „Rhein" aufzusuchen.

Wer jemals an Deck eines Dampfers gestanden, im Begriffe die alte Heimath, die er seit Jahren nicht gesehen, wieder zu besuchen, der weiß die Gefühle zu würdigen, die uns in dem Augenblicke der Abfahrt beseelen — wenn die verschiedenen Gruppen von weinenden und lachenden Freunden und Verwandten der Passagiere sich auflösen, Abschied nehmen und an's Land zurückgehen. Es werden die Planken eingezogen, die Anker gelichtet und der schwimmende Dampfer-Koloß bewegt sich unter den Lebewohlrufen und Glückwünschen der am Ufer zurückbleibenden Menschenmenge und dem Tücherschwenken der an Deck sich befindlichen Passagiere langsam und majestätisch in das wogende Meer.

Vor uns die weite, wüste Wasserfläche — hinter uns das immer kleiner werdende, unserem Horizonte entschwindende Ufer Amerika's, wo Jeder von uns Freude und Schmerz gemischt aus einer Schale getrunken, und wo wir jetzt liebe, theure Freunde, ja, vielleicht Alles, was uns auf der Erde lieb und theuer ist, zurücklassen. —

Unter günstigem Winde hatten wir eine kurze und vergnügte Reise. Am ersten und zweiten Tage der Fahrt tummelten sich die Passagiere froh und munter auf dem Deck herum, allein am Morgen des dritten Tages war, außer den Matrosen, auch kein menschliches Wesen oben zu sehen, fast alle hatten sich, wie die Vögel, die sich zum Sterben anschicken, in ihre Kojen verkrochen — alle wurden von der Seekrankheit gepeinigt. Ich hatte kein Mitleid mit dem Trübsal dieser Leute. Erstens essen die meisten gleich am ersten Abend darauf los, als wenn sie Vorrath für acht Tage einlegen wollen; zweitens erledigen sich auch diese krankhaften Zustände ohne weiteren Schaden nach ein paar Tagen von selbst wieder.

Wer von der Seekrankheit verschont bleiben will, der esse während der ersten zwei Tage einer Seereise äußerst wenig, sondern trinke ab und zu ein Glas Branntwein, und habe Zuversicht und den entschlossenen Willen, die Krankheit nicht aufkommen zu lassen.

Unter den Passagieren fiel mir ein hochgewachsener kräftiger Mann auf. Er stand im blühendsten Mannesalter. Sein Gesicht umrahmte ein schöner Vollbart, die Stirn war hoch und frei, die ganze Gestalt prächtig proportionirt und Achtung

gebietend. An schönen, warmen Tagen kam er, vom Stewart geführt, an Deck. Da saß er dann oft Stunden lang, regungslos auf derselben Stelle in stillem, trübseligem Hinbrüten, bis ihn der Stewart Abends wieder in seine einsame, dunkle Zelle hinunterführte. — Der Mann war blind.

Er war, wie er mir erzählte, nur fünf Jahre in Amerika gewesen, und hatte sein Augenlicht durch ungeschickte Behandlung der Aerzte im Staate Indiana verloren. Jetzt war er auf dem Wege nach Deutschland, woselbst er hoffte, durch eine glückliche Operation seine Sehkraft wieder zu erlangen. Aber ach! seine Augen waren unwiederbringlich verloren. Ich hatte in meiner Eigenschaft als Arzt nicht das Herz, diesem beklagenswerthen Manne solches mitzutheilen. Er sagte, daß er früher nie an die Möglichkeit, seine Augen zu verlieren, gedacht habe, und auch jetzt könne er sich nicht mit dem Gedanken an eine ewige Nacht vertraut machen. Der Gedanke, daß er vielleicht blind bleiben werde, verlasse ihn nie; er sei der letzte beim Schlafen gehen und der erste beim Erwachen. Keine Gesellschaft, keine Melodie reize ihn mehr und keine Speisen böten ihm Genuß. So klagte der Unglückliche. „Selbst im Traume“ — fuhr er fort — „sehe ich mich im



Da saß er dann oft Stunden lang, regungslos auf derselben Stelle, in stillem, trübseligem Hinbrüten.

Spiegel mit entstellten Augen. Ich fühle die Wärme der Sonne, sehe aber das glänzende Gestirn nicht, — höre den Gesang der Passagiere; aber ich kann die Sänger nicht sehen, — ich höre die rauschenden Wogen des stürmenden Meeres; habe aber nicht den Genuß, es überschauen zu können. — Ich höre Sie sprechen, lieber Herr; kann aber nicht den Ausdruck Ihres Gesichtes beobachten, — ich höre blos Zungenspiel. — Da krieche ich nun herum und ertaste mir mit Mühe den kümmerlichen Plan meiner Schlafkammer, und habe am Abend vergessen, was ich am Morgen durch Fühlen von deren Einrichtung gelernt habe."

Dann bemitleidete er seine Eltern, die noch in Hessen-Cassel lebten. Wie werde seiner Mutter zu Muthe sein, wenn sie ihren Sohn, der vor fünf Jahren, mit Augen wie zwei Abendsterne, nach Amerika auswanderte, jetzt erblindet und hülflos wieder in's Vaterhaus zurückkehren sehe! —

Nie in meinem Leben habe ich die Größe menschlichen Unglücks tiefer empfunden, als in der Gesellschaft dieses bedauernswerthen Mannes! Und doch ist das Unglück, blind zu sein, das Loos von Tausenden. Und wer das complicirte Spinnengewebe des Auges kennt und die Menge der Feinde, die ihm von außen und innen drohen, der wird

sich wundern müssen, daß Erblindung nicht das Loos der Hälfte der menschlichen Gesellschaft sei.— Lieber taub und stumm, als blind sein, schrieb mir einst ein schönes, taubstummes Mädchen. Blind sein ist gleichbedeutend mit halb gestorben sein.

Uebrigens ist es Thatsache, daß oft unwissende, gewissenlose Aerzte durch Pfuscherei Manchen des Augenlichts berauben. Ich selbst war einmal Augenzeuge, wo ein sogenannter renommirter Augenarzt durch eine ungeschickte Operation einen Augenkranken blind machte. —

Der blinde Flötenspieler Dulon machte das Epigramm:

„Viele wüßte ich eben nicht zu nennen,
Die Blinde sehend machen können.
Doch Sehende, die hat schon Mancher blind gemacht,
Auch mich hat so ein Schuft um das Gesicht gebracht.“

Zweites Kapitel.

Ankunft in Bremen. — Die Heimath. — Das Wiedersehen. — Eine liebende und geliebte Mutter, die nicht mehr ist. — Ideenassociationen.

Bereits nach zehntägiger Fahrt landeten wir in Bremerhaven. Die Ankunft des Dampfers war dorthin signalisirt worden. Ein Passagier-Expreßzug stand schon in Bereitschaft, und brachte uns ohne Zeitverlust nach Bremen.

Die Gegend zwischen Bremerhaven und Bremen und der ganze Küstenstrich, das Budjadinger- und Stedingerland am Jader Busen, bis hinaus zum Zuydersee in Holland, ist eine der fettesten Weiden der Erde, die selbst vom Mississippi-Thale nicht übertroffen wird. Tausende von Kühen, Pferden und Schafen sieht man auf diesen üppigen, vom Meere bespülten Wiesen grasen. Im Mai wird das magere Vieh in den umliegenden Geestlanden aufgekauft und auf diese Weiden getrieben, und wenn es im September wieder nach Hause geholt und auf die Märkte gebracht wird, dann ist es so

fett geworden, daß sich der Werth desselben mehr als verdoppelt hat.

Auffallend für uns Amerikaner sind die Menge der uniformirten Bahnwärter, die an den Bahnenstrecken angestellt sind. Alle zwei Minuten sieht man einen dieser Wärter, der pfahlartig vor seinem Häuschen steht, und den vorbeieilenden Zug militärisch salutirt. Das ganze Eisenbahnwesen ist in Deutschland größtentheils Eigenthum der Regierung, daher auch die militärische Einrichtung in der Verwaltung.

Die Passagierwagen sind für I., II., III. und IV. Klasse eingerichtet.

Die Einrichtung der I. und II. ist fast dieselbe. Jedes Coupee besteht aus acht gepolsterten Sitzen mit Armlehnen, gleich einem Großvaterstuhl.

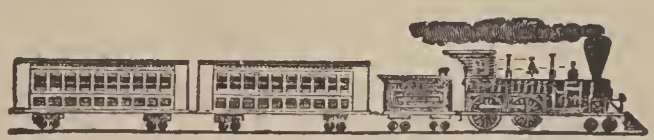
Die III. Klasse hat dieselbe Einrichtung, nur daß die Sitze nicht gepolstert und mit Armlehnen versehen sind.

Die IV. Klasse unterscheidet sich von den amerikanischen Viehtransportwagen, außer einigen Fenstern, welche auf beiden Seiten, gerade wie bei den Waggons III. Klasse angebracht sind,—durch nichts.

In keinem der Waggons befindet sich Trinkwasser und Aborte für die Bedürfnisse der Passagiere wie bei uns in Amerika.

Jeder Waggon ist in vier Coupees abgesperrt, und bei der Abfahrt von einer Station bis zur anderen werden die Passagiere eingeschlossen.

Die I. Klasse wird selten vom reisenden Publikum benützt, außer von hohen Standespersonen. In der II. Klasse fahren hohe Beamte und reiche Kaufleute, während die III. Klasse den eigentlichen Tummelplatz des reisenden Publikums, d. h. für den sogenannten Bürgerstand, bildet.



Deutschländische Eisenbahn.

Als wir in Bremen anlangten, entstand ein mächtiges Getümmel unter den dienstfertigen Gastwirthen, von denen sich die Kleineren in der Regel selbst am Bahnhofe einfinden. Jeder dieser Herren wollte uns insgesammt in sein Hotel einführen. Ich ergab mich einem kleinen, bleichaussehenden Männlein, der mich und noch zwei andere Herren in eine Droschke that und uns nach seinem Hotel zum „Badischen Hof" fuhr. — Ich muß gestehen, daß ich dort recht nett, freundlich und billig bedient worden bin.

Am nächsten Morgen verließ ich in aller Frühe die Stadt Bremen, und fuhr in einem offenen

Wagen meiner alten Heimath zu. Es war ein herrlicher Sommertag. Der Anblick dieser bekannten Gegend, welche ich nach langer Abwesenheit zum ersten Male wiedersah, that mir unendlich wohl. Rechts und links am Wege waren Landleute auf Feldern und Wiesen beschäftigt. Jodelnde Knaben trieben ihre Kühe auf die Weide, und schwerbeladene Heuwagen fuhren langsam in's Dorf. Schnitter und Schnitterinnen kehrten lachend und singend vom Felde heim. Man sollte fast glauben, daß diese Menschen glücklich zu nennen sind. —

Je mehr ich mich der alten Heimath wieder näherte, desto größer wurde meine Sehnsucht darnach, und meine Liebe eilte mit geflügelten Schritten voraus und umschwebte das alte Vaterhaus, wo ich ein freundliches Willkommen und eine herzliche Aufnahme erwartete. — Die Sonne neigte sich dem Untergange, und die letzten Strahlen des scheidenden Lichtes rötheten die sichtbar werdende Thurmspitze des väterlichen Dorfes. — Ein Haus tauchte aus Bäumen und Gebüsch hervor.—Welche Empfindung in meiner pochenden Brust! — Es war das Vaterhaus! — Noch ein paar Minuten! — Ich sprang vom Wagen; — Ist Niemand da, der mich sieht? — Mit bebender Hand und klo-

pfendem Herzen öffnete ich die Thür, und — lag in den Armen meiner Lieben.

„O, wie wohl war mir am Abend, als zur Ruh' die Glocke läutete.“ — In wenigen Augenblicken hatte sich die Neuigkeit von meiner Rückkehr im ganzen Dorfe verbreitet. Liebe alte Jugendfreunde und Nachbarn fanden sich ein, und das Händeschütteln und Fragen wollte kein Ende nehmen, jedoch manche alte, theure Gesichter sah ich nicht mehr wieder; sie hatten für immer Abschied genommen. — Erst nach Mitternacht zog ich mich zurück in die stille, mir so wohlbekannte Schlafkammer. — Ich konnte nicht einschlafen. — Wo war die Hand der liebenden und geliebten Mutter, die den wilden Knaben vor Jahren in derselben Kammer, in demselben Bette in kalten Winternächten zudeckte, ehe sie sich selbst zur Ruhe legte? — Sie war nicht mehr, — sie ruhete im Grabe! —

Meine ganze Existenz von frühester Kindheit an glitt in dieser Nacht mit tausend Einzelheiten, mit Scenen und Stimmungen, die ich seit lange vergessen glaubte, an meiner Seele vorüber. Das Glück des spielenden Knaben, die beginnenden Kämpfe, die stürmische Wißbegier, die Hoffnungen und Luftschlösser des Jünglings, — Alles dieses

stand in jener Nacht mit wundervoller Klarheit vor meinem geistigen Auge.

Wir sprechen von Ideenassociationen, d. h. von Eindrücken und Wahrnehmungen, die in unserem Gedächtnisse aufbewahrt liegen, und die plötzlich auf's Neue in's Bewußtsein zurückgerufen werden, wenn gleichartige und ähnliche Elemente auf uns einwirken. — Eine flüchtige Erscheinung, der Anblick eines lieblichen Kindes, der holde Blick eines schönen Mädchens, der Ton einer Stimme, ein Geräusch, das Rollen des Donners, eine Erzählung, eine Anekdote, ein Haus, selbst der Geschmack einer Speise, eine Gegend und tausend andere Dinge, erinnern uns oft blitzschnell an etwas Aehnliches, was wir vor Stunden, Tagen, vielleicht vor Jahren wahrgenommen, empfunden, gehört oder gesehen haben.

Diese unwillkürliche Verbindung oder Anreihung der Vorstellungen an einander, über die gar Vieles gesagt und geschrieben worden, ist nichts Anderes, als eine Gedächtnißsache. Personen mit besonders entwickeltem Gehirne, großem Gedächtnisse und lebhafter Phantasie ist die Fähigkeit der Gedankenverbindung in einem hohen Grade eigen.

Es ist eine erwiesene Thatsache, daß an ver-

schiedenen Stellen des Gehirns auch andere Eindrücke aufbewahrt liegen, die gleich latenter Wärme nur angefacht zu werden brauchen, um wieder in's Bewußtsein gerufen zu werden. Ein angesehener Pädagog sagt so schön und wahr:

„Die Eindrücke, welche wir in der Jugendzeit aufgenommen, löscht die Folge nie ganz aus. Wie Dornröschen schlafend ruht und harrt, bis der Ritter, die einfriedigende Hecke durchbrechend, mit einem Kusse die Bezauberte aus ihrem Schlummer weckt; wie, nach der griechischen Sage, die Memnonssäule tönend erzittert und erklingt, sobald ein Strahl der Morgensonne auf den Steinkoloß fällt, so liegen in der Tiefe der Seele Erinnerungen und Eindrücke der Jugend geborgen, und warten nur des äußeren Anlasses, um voll und klar in's Dasein zu springen."

Drittes Kapitel.

Abendessen bei einem deutschen Postmeister. — Ein verächtlicher Schmeichler. — Frösche so groß wie Kälber in den Gewässern Amerikas. — Der Bauer und sein Gaul. — Die deutschländische Presse. — Eine langweilige Stadt.

Alles Neue wird wieder alt. Kaum waren 14 Tage vergangen, als auch die Freude des Wiedersehens vorüber war, und so setzte ich meine Reise weiter fort.

Am ersten Abend kehrte ich beim Postmeister M... in D... ein, der, wie es in kleinen Ortschaften in Deutschland üblich ist, nebenbei auch eine Gastwirthschaft betrieb. Am Speisetische befanden sich mehrere Geschäftsreisende aus größeren Städten. Der alte Postmeister führte den Vorsitz. Die Kunst zu imponiren und bei jeder Gelegenheit und Veranlassung einem Anderen etwas Schönes und Artiges zu sagen, hat in der Welt ihren Werth, aber eine plumpe Schmeichelei ist mir aus dem Grunde des Herzens zuwider.

Einer unserer Tischgenossen — er reiste, wie ich später erfuhr, in Taback — war der widerlichste

Schmeichler, der mir je vorgekommen ist. — Die Suppe fand er so ausgezeichnet, wie man sie nur beim Postmeister essen könne; den Schinken so herrlich, so farbenprächtig, daß man in ihm sofort einen Westphälischen erkenne u. s. w.

Der Alte bemerkte hierauf mit ruhiger Stimme:

„Der Schinken ist in meinem eigenen Hotel geräuchert worden, lieber Herr!"

Der Schmeichler ließ sich jedoch nicht stören. Als die Tochter des Hauses mit einer dampfenden Schüssel gesottener Kartoffeln erschien, gerieth der Tabacks-Jüngling wieder ganz außer sich und rief:

„O, solche mehlige Kartoffeln habe ich das ganze Jahr nicht gegessen! Haben Sie dieselben gekocht, Fräulein?"

Das Mädchen würdigte ihn keiner Antwort, und verließ erröthend das Zimmer. Auch die Sauce war so pikant und delikat. Als aber der Kalbsbraten aufgetragen wurde, konnte das in Taback „machende" Individuum nicht den richtigen Ausdruck für seine Gefühle finden.

„O! Herr des Lebens!" rief er, „so einen saftigen Braten weiß nicht Jeder zu schätzen! Fräulein, diesen Braten haben Sie gewiß selbst zubereitet?'

Die junge Dame erwiderte, daß nicht sie, sondern ihre Schwester die Ehre habe.

Jetzt war das Maß voll; ich konnte nicht länger schweigen.

„Der Braten ist in der That recht saftig," begann ich; „indessen muß ich doch behaupten, meine Herren, daß bei uns in Amerika der ärmste Farmer einen noch saftigeren Braten, als diesen auf den Tisch stellt, der ihn obendarein auch nichts kostet."

Aller Augen waren auf mich gerichtet; selbst der dicke Weinreisende, der bisher kein Wort gesprochen; legte Messer und Gabel weg, wischte sich den Mund, leerte sein Glas mit einem Zuge, besah die Etikette an der Flasche und bemerkte, während er sein Glas auf's Neue füllte: „Ich möchte doch wissen, wie die Bauern in Amerika das fertig bringen?"

„In Amerika," fuhr ich fort, „haben wir Frösche in Teichen, die so groß sind wie Kälber, und wenn ein Bauer gerade kein Fleisch zu essen hat und kein Kalb schlachten will, so fängt er einen Frosch und macht einen Kalbsbraten aus einem Froschschenkel."

Alle lachten, nur der Tabackreisende nicht; er fühlte sich getroffen. Der alte Postmeister lud

mich ein, noch eine Flasche Rothen mit ihm zu theilen.

Nach Tisch wurde Scat gespielt.

Zu Nutz und Frommen solcher Leser, die Deutschland zu besuchen gedenken, bemerke ich deshalb, daß derjenige, welcher das Scatspiel nicht versteht, in gewissen Kreisen in Deutschland als nicht zur gebildeten Gesellschaft gehörend angesehen wird.

Von D... fuhr mich ein Bauer am nächsten Tage mit einem Einspänner nach dem sechs Stunden Weges entfernten Städtchen F... Das Pferd war fett und kräftig. Der Wagen, obgleich ein Ackerwagen, war leicht und gut geschmiert, und die herrschaftliche Chaussee befand sich im besten Zustande. — Es war ein kalter Morgen. — Mich fror. Trotzdem fuhr der Bauer so langsam, träge und schleppend, als wenn er pflügte. — Ab und zu stieg ich ab und lief eine Strecke neben dem Wagen her, um mich warm zu halten. Nachdem ich wieder eingestiegen, machte ich dem Bauer leise Andeutungen über sein langsames Fahren. Er schüttelte dann ein wenig die Leine, kitzelte den Gaul mit einem langen Stecken, und ermunterte ihn mit dem Rufe:

„Hüh! Hüh! to! to!“

Das Pferd wedelte dann, wie eine prosaische

Kuh, die sich die Fliegen vertreibt, mit dem Schweife, stieß seinen Kopf in die Höhe und schaute sich um. Dabei blieb es. Später suchte ich eindringlicher meinem Kutscher begreiflich zu machen, daß sein Pferd recht gut laufen könne, wenn er es nur antreiben wollte, denn dasselbe sei jung und kräftig. — Der Bauer antwortete mir mit bewunderungswürdiger Naivität:

„Ne, dat Lopen is he nich gewohnt."

Wie das Pferd, so der Bauer.
Das Pferd ist des Laufens nicht gewohnt,
Folglich lauft es nicht.
Der Bauer ist des Denkens nicht gewohnt,
Ergo denkt er auch nicht.

Nachmittags um 1 Uhr erreichten wir das Städtchen Fr.. Ich nahm Quartier im Gasthof zum „Deutschen Hause" und trat in ein menschenleeres Gastzimmer, worin viele Stühle und Tische standen. Nachdem ich mich meiner Reisetasche und des Regenschirmes entledigt hatte, setzte ich mich an einen Tisch und blätterte, nach den letzten Neuigkeiten aus Amerika suchend, in einer Zeitung. Aber in dem Wische war auch nicht ein Wort über Amerika zu finden. Ich warf die Zeitung, — es war ein Wochenblatt, Quart-Format mit vier Seiten — zornig auf den Tisch und

suchte nach einer anderen. Unterdessen war der Kellner eingetreten, und frug, was ich wünsche.

„Andere Zeitungen und eine Flasche Wein,“ gab ich etwas unwirsch zur Antwort.

Der junge Mann, dessen Haare wie ein Ginsterstrauch auf seinem Schädel wuchsen, sah mich verblüfft an, verschwand, brachte zuerst eine Flasche Wein und darauf noch eine Zeitung. Aber auch in dieser war kein Wort aus Amerika zu finden.

Wochen und Monate vergehen, ohne daß selbst die größten deutschen Zeitungen mehr als einige wenige, magere und dürftige Telegramme aus Amerika mittheilen.

Die deutschen Zeitungsschreiber beschäftigen sich hauptsächlich mit „hohen“ und „allerhöchsten“ Personen. Ihre Zeitungen sind angefüllt mit Hofnachrichten, Militärangelegenheiten, Versetzung von Beamten, Verleihung von Orden u. s. w.

Eine kleine Blumenlese aus deutschländischen Zeitungen wird hier am Platze sein.

„Seine Majestät, der Kaiser hat seine Freude und Befriedigung ausgesprochen u. s. w.“

„Der Kaiser hat geruht, dem Herrn Hofrath von Brunner den Verdienstorden, und dem Hauptmann von Datteln den rothen Adlerorden IV. Klasse zu verleihen.“

„Die durch allerhöchste Order dem M . . . zu Theil gewordene Gnade u. s. w.“

„Man hat Besorgniß gefühlt, daß die feuchte Abendluft Seiner Majestät dem Kaiser schaden könnte."

„Wie man hört, gedenkt der Kronprinz Se. Majestät den Kaiser zu begleiten —"

„Der Kronprinz beabsichtigt, wie in „höheren Kreisen" verlautet, eine Reise anzutreten."

„Se. K. K. Hoheit der Kronprinz, sowie Se. K. Hoheit der Prinz Wilhelm sind hier eingetroffen."

„Se. K. K. Hoheit der Kronprinz hat seine Reise verschoben."

„Wie in höheren Kreisen verlautet, wird der Prinz „So" und „So" Berlin besuchen."

„Der kaiserliche Zug mit dem deutschen Kronprinzen ist in Berlin eingetroffen."

„Ihre K. K. Hoheit die Kranprinzessin blieb in Darmstadt."

„Die Kronprinzessin wird sich nach dem Jagdschloß Wolfsgarten begeben."

„In Frankfurt wurde Se. Majestät der Kaiser von Sr. K. K. Hoheit dem Kronprinzen begrüßt" u. s. w., u. s. w.

Es ist eine wundervolle Servilität, welche die deutschen Zeitungsschreiber an den Tag legen. Eigentlich bezeichnet der Ausdruck „Allerhöchst" die Größe und Erhabenheit der deutschen Fürsten von „Gottes Gnaden" noch zu wenig, sie sollten sich „Aller-Allerhöchst" tituliren lassen. — In Verordnungen spricht der regierende Fürst von sich stets im Pluralis Majestatis, d. h. er schreibt sich „Wir," und zwar groß, denn er zählt für Viele, thatsächlich mehr als das ganze Volk.

Die Leitartikel behandeln politische Thematas

und trockene philosophische Stoffe. Das Traurigste bei diesen Leitartikeln ist, daß sie derartig mit Fremdwörtern gespickt sind, daß sie für die Masse des Volkes unverständlich sind. Wer nicht mindestens eine Gymnasial-Bildung besitzt, der kann die Leitartikel der deutschländischen Zeitungen gar nicht verstehen.

Die Redakteure in Deutschland schreiben nur für die Gebildeten; je mehr Latein, Französisch, Englisch und sonstige fremde Brocken in dem Leitartikel enthalten sind, desto gelehrter erscheint der Redakteur dem Volke. — Und damit ist seinem Ehrgeize Genüge geleistet.

Uebrigens wird es von den allerhöchsten Herrschaften durchaus nicht gewünscht, daß das Volk politisch aufgeklärt wird.

Die Zahl der liberalen Zeitungen ist verhältnißmäßig gering. Und diese, welche entschieden für das Volk verständlicher gehalten sind, werden meistens von Leuten redigirt, die dem verhaßten Namen der „Semiten" angehören.

Es ist eine traurige Thatsache, daß der ächte Germane in Deutschland so servil gegen die allerhöchsten Herrschaften, die bestehenden Gewalten geworden ist, daß er kaum noch den Muth hat, eine eigene politische Meinung zu äußern. Aber der

verhaßte Jude hat noch den Muth, durch die Presse das Volk aufzuklären.

War nicht Lasalle der größte und geistreichste Arbeiter-Apostel, den Deutschland je gesehen hat?

Und wie sieht es in dem Neuigkeits-Departement der deutschländischen Zeitungen aus?

Traurig.

Während man in Amerika über wichtige Ereignisse schon am nächsten Tage spaltenlange telegraphische Berichte bringt, begnügen sich in dem langsamen Deutschland die größten Blätter mit ein paar mageren Zeilen, und die kleineren bringen gar nichts.

Ein Beispiel von dem Unternehmungsgeiste der amerikanischen Zeitungsherausgeber mag hier angeführt werden.

Am Tage nach der Schlacht von Sedan brachten die Zeitungen Preußens — der Weltstadt Berlin — nichts über das welterschütternde Ereigniß, als die mageren Depeschen des Königs an die Königin, des Generals Podbielski und des Kronprinzen.

Es waren nur einige Zeilen. Von einer Beschreibung der denkwürdigen Schlacht war keine Rede.

Aber am selben Tage brachten alle großen Zei-

tungen in den Ver. Staaten, englische und deutsche, einen vollen, sechs Spalten füllenden Kabelbericht über den Verlauf der Schlacht. Es war ein vollständiger detaillirter Bericht über die Vorgänge vor, während und nach der Schlacht. Der „New York Herald“ hatte ein ganzes Corps von Correspondenten auf dem Schlachtfelde, die genau nach den Instruktionen des Ober-Correspondenten handelten. Jeder hatte sein Terrain angewiesen erhalten, und mußte so schnell als möglich seine Berichte durch Couriere dem Ober-Correspondenten übermitteln. Dieser stellte die Berichte zusammen und ließ sie noch am Abend des Schlachtages nach Amerika hinüberkabeln. Diese Riesendepesche, welche ganz Europa in Erstaunen setzte, kostete den „New York Herald“ $16,000. Der „Herald“ verkaufte aber noch am selben Abend die Depesche an die „Western Union Telegraph Company,“ welche die associirte Presse — zu welcher alle größeren Zeitungen gehören — mit Depeschen aus allen Theilen der Welt versorgt.

Und so kam es, daß am Tage nach der Schlacht von Sedan in allen größeren Zeitungen in allen Städten der „Union“ von über 30,000 Einwohnern der gleiche vorerwähnte vollständige Schlachtbericht zu lesen war.

Jede dieser Zeitungen hatte ihren Theil zu den Kosten beigetragen.

Eine solch erstaunliche Schnelligkeit im Berichterstatten, einen solchen Unternehmungsgeist kennen die deutschen Zeitungsherausgeber nicht.

Ueber die Vereinigten Staaten, in welchen über 6,000,000 Deutsche leben, bringen die Zeitungen Deutschlands blutwenig. Und was sie bringen, sind meist schnurrige Unmöglichkeiten, lächerliche Münchhausiaden, die sich dort ereignet haben sollen. Von einer regelmäßigen Mittheilung der Hauptereignisse aus Amerika, von einem Verständnisse unserer Zustände oder von einer Besprechung unserer politischen und ökonomischen Kämpfe findet man in deutschen Zeitungen nichts. Was man in Deutschland über Amerika weiß, lernt man aus Indianer- und Jagdgeschichten, Romanen und Briefen von den in Amerika wohnenden Deutschen. Daher auch die grenzenlose Unwissenheit der gebildeten Klasse über Amerika. — Sie glauben, daß wir als halbe Barbaren in einer Art Wildniß leben, und daß bei uns Alles Schwindel und Betrug ist. Amerika ist nach ihrer Ansicht das Land des Pöbels und der Unwissenheit, wo jeder durchgefallene Student mit den Fragmenten seiner europäischen Bildung zu Reichthümern und Ehren gelangen kann. Sie betonen, daß Leute

aus der besseren Gesellschaft, die in Deutschland eine Stellung einnehmen, selten nach Amerika auswandern. Ein Kaufmann erzählte mir, daß sein Sohn, der vor einem Jahre nach Amerika ausgewandert sei, in Deutschland das Gymnasium bis Quarta besucht habe, jetzt Redakteur einer großen Zeitung (!?) im Westen sei. Es müßte, meinte er, in Amerika doch leicht sein, es zu Etwas zu bringen. In Deutschland könnten solche Posten nur von gelehrten Männern, d. h. von Universitätsleuten, besetzt werden. Ich entgegnete diesem Herrn, daß bei der deutsch-amerikanischen Presse gründliche Bildung und Tüchtigkeit ebenso unerläßlich seien, wie bei der deutschländischen, und daß ein deutscher Quartaner wohl Laufbursche an einer großen Zeitung sein könne, aber kein Redakteur.

Allein es ist verlorene Mühe, den deutschen Spießbürgern geläuterte Begriffe über amerikanische Verhältnisse, Zustände und Erfindungen beizubringen, und doch müssen sie anerkennen, daß nicht allein der fruchtbare Boden es ist, sondern der riesige Unternehmungsgeist und die Intelligenz der Amerikaner, welche die Europäer weit überflügelt. — Sie müssen eingestehen, daß amerikanische Maschinen, Ackerbaugeräthe, Schneidinstrumente in Deutschland sehr gesuchte Artikel sind, welche die in Europa an

Billigkeit, Eleganz und Dauerhaftigkeit weit übertreffen.

* * *

Das Städtchen F... ist ein langweiliges Nest. So wie ich während des Tages im Gasthofe viele Stühle und Tische aber keine Gäste fand, so bemerkte ich weder auf der Straße noch vor den Thüren ein menschliches Wesen. — Ich war im Zweifel, ob F... überhaupt eine Bevölkerung hatte. —



Der einzige Mensch, den ich auf der Straße antraf, war ein Magdeburger Bücher-Colporteur, der so arg

stotterte, daß ich ihn nicht verstehen konnte. So viel brachte ich jedoch heraus, daß er in dem Go—o—o—t Gott v v v v—er—lassenen N—N—N—est an Niemand ein Buch verkaufen könne.

Die Straßen haben nicht einmal ein Trottoir. Die ein- und zweistöckigen Häuser, wie es in allen kleineren Städten in Norddeutschland der Fall ist, ziehen sich an beiden Seiten der Hauptstraße hin, und werden immer kleiner und niedriger, je weiter sich die Straße bis zur Grenze der Stadt hinauszieht, bis sie zuletzt zu Lehmhütten mit Strohdächern zusammenschrumpfen.

Viertes Kapitel.

Deutsche Priester. — Der geistliche Stand. — Sonntag in Deutschland. — Judenhetze. — Der Ursprung des „Hep-Hep!“ — Ein sozialistisches Projekt.

Von F... ging ich zu Fuße nach L..., um dort einen Jugendfreund zu besuchen, der das Amt eines Pfarrers bekleidete. Der geistliche Herr kannte mich nicht mehr, und empfing mich so kalt, als wenn ich ihm etwas zu Leid gethan hätte. — Er führte ein beschauliches Leben, die Schlafmütze auf dem Kopfe, die Pfeife im Munde, den Kaffee und eine Flasche Wein vor sich auf dem Tische, saß er da in Pantoffeln und Hausrock, so bequem wie ein Fürst in seiner Bibliothek.

Der Herr Pastor war vor zwanzig Jahren ein hübscher Student, und selbst jetzt hatte das beginnende Alter seiner männlichen Schönheit noch nichts genommen, sondern dieselbe, obgleich seine Haare zum Theile ergraut waren, sogar noch erhöhet.

Als Student dachte er nicht im Entferntesten daran, das Gelübde des Cölibats abzulegen. Als

ich im Laufe des Gesprächs diesen Punkt leise berührte, seufzte er und sprach mit großer Andacht:

„Der Mensch denkt,
Und Gott lenkt.“

Seine Haushälterin brachte eine Flasche Wein. Wie war ich erstaunt, in ihr meine Jugendflamme zu erkennen! Die schöne Bertha war also eines Pfarrers Köchin und eine alte Jungfer geworden! Ich habe auf meiner Reise viele geistliche Herren besucht. Der geistliche Stand hat sehr achtbare und gelehrte Männer aufzuweisen — der Priester, der der Freund, Berather und Erzieher seiner Gemeinde, Trost der Armen, der Kranken und Sterbenden ist, und stets mit gutem Beispiele vorangeht — der würdige Mann, der sich das Vertrauen seiner Gemeinde zu erwerben weiß, so daß sich seine Pfarrkinder in allen wichtigen Angelegenheiten Rath bei ihm holen, — der ist der wahre Seelsorger.

Im Dorfe ist er oft der einzige Gebildete unter einem rohen, unwissenden Haufen — eine Oase in einer geistigen Wüste! Ja, es ist ein eigenthümliches Leben, das solch ein Dorfgeistlicher führt. Obwohl unter Menschen lebend, wird er sich doch oft wie ein Einsiedler vorkommen. Und doch hat dieser Beruf seinen besonderen Reiz. Der Priester

ist der erste im Dorfe, — was Cäsar sich nur wünschte. Und welcher Mensch möchte das nicht sein?



Ich frug ihn, ob er Theolog sei?

Neben diesen tüchtigen und braven Geistlichen giebt es unter diesen „Dienern Gottes" auch schauderhafte Pedanten, so gravitätisch feierliche Männchen, die die geringste Kleinigkeit mit hohem Ernste und Würde vornehmen, die ihr feierliches

Wesen selbst im Hausrocke bei Sauerkraut und Kartoffeln nicht ablegen.

Auf meinen Kreuz- und Querzügen traf ich eines Tages einen solchen Würdenmeier in einer Dorfkneipe. Ich frug ihn, ob er Theolog sei?

Das Männlein warf sich in die Brust, faltete die Hände über seinem Bauche, fiel aus der Rolle und schrie:

„Nein, mein Herr, ich bin ein Geistlicher zur höchsten Verehrung Gottes!“

“So mote et be,” versetzte ich sehr höflich und und offerirte ihm eine Cigarre.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Ich ging in die Kirche und wohnte dem Gottesdienste bei. Der Herr Pfarrer hielt eine sehr erbauliche Predigt.

Der Sonntag wird in Deutschland recht anständig gefeiert, die Deutschen halten denselben nicht für einen Bußtag. Keine Spur von amerikanischem Muckerthum ist zu sehen. Des Vormittags bis 12 Uhr sind freilich die Geschäftshäuser, Wirthschaften und Kaffeehäuser zu Ehren des Gottesdienstes geschlossen, d. h. die Vorderthüren werden zugemacht, aber Nachmittags hat Alles, was zur Fröhlichkeit, angenehmem und heiterem Lebensgenuß dient, ungestört freien Lauf.

Der Deutsche kann des Sonntags nach 12 Uhr thun und lassen was ihm beliebt. Nicht nur der Getränkeverkauf, sondern Kegel- und Billard-Spiel, Tanz, Conzerte, Theater und alle anderen Vergnügungen und Unterhaltungen sind überall gestattet.

* * *

Am Mittagstische in meinem Hotel befanden sich zwei jüdische Geschäftsreisende; es waren sehr intelligent aussehende junge Männer, denen man ihre Abstammung nicht ansah. Ich würde sie nicht als Israeliten erkannt haben, wenn mich nicht ein kleines Ereigniß auf sie aufmerksam gemacht hätte. Die beiden Herren saßen am Tische mir gegenüber, und neben ihnen ein junger, wohlhabender Bauer aus der Nachbarschaft. So oft nun der Jude dem Letzteren eine Schüssel mit Speisen anbot, verweigerte er die Annahme derselben mit einem entschiedenen, lauten „Nein," und gleich darauf ersuchte er einen anderen Herrn, ihm gefälligst dieselbe Schüssel reichen zu wollen. Dieses Benehmen des jungen Mannes mußte natürlich der ganzen Tischgesellschaft auffallen, allein alle thaten, als ob sie es nicht merkten. Ich wechselte Blicke mit dem Wirthe, und bat hierauf den jüdischen Kaufmann ziemlich laut um eine Schüssel mit Hasenbraten, welche der Bauer von ihm an-

zunehmen soeben verschmäht hatte. Der Israelit warf mir einen dankbaren Blick zu, reichte mir die Schüssel, und nach aufgehobener Tafel freundlichst die Hand, die ich gerne annahm.



Jüdische Börsenspekulanten.

Die Judenhetze, welche fast in allen deutschen Ländern und Ländchen ein mehr oder weniger starkes Echo gefunden hat, beruht auf Neid und Mißgunst. Die Juden haben sich überall auf die

Spitze geschwungen, sie sind die Besitzer prachtvoller Häuser, sie sind die Herren der Börse, die Beherrscher der Presse und die Könige der Geldwelt.

In der Politik, in den Künsten und Wissenschaften stehen sie nicht zurück. Das stolze Wort Heinrich Heines:

> „Ich bin ein deutscher Dichter,
> Bekannt im deutschen Land.
> Nennt man die besten Namen,
> So wird auch der meine genannt."

kann man mit Fug umändern in:

> „Nennt man die besten Namen,
> So werden auch Juden genannt."

Spinoza, Meyerbeer, Mendelssohn, Auerbach, Sacher Mosach, Lasalle, Heine, Jacoby, Lasker u. s. w. sind gewiß stolze Namen. —

Was ist nun die Ursache des Emporkommens der jüdischen Rasse?

Der Jude ist nüchtern, sparsam und thätig. Ich selbst habe öfters beobachtet, daß, wo Juden auf Jahrmärkten die glänzendsten Geschäfte gemacht hatten, sie dennoch keinen Groschen verzehrten, wo hingegen der Bauer, der vielleicht aus Noth seine Kuh hatte verkaufen müssen, einen großen Theil des erlösten Geldes in Schnapps vertrank. Kein

Wunder, wenn derselbe nachher einem Juden in die Hände fällt, der zur Zeit der Noth dann sein bester Freund ist.

Der Geist kann sich nicht verleugnen. Es nützt nichts, diese schlaue, strebsame und zähe Rasse zu verfolgen und zu unterdrücken, wie es seit Jahrhunderten geschehen ist. — Die Zeit wird kommen, da der Jude über seine Verfolger triumphiren und sein Erworbenes in Ruhe unter seinem eigenen Feigenbaume genießen wird.

Während meiner Studentenjahre habe ich einen Juden gekannt, der mir ein theurer Freund war. Er ist jetzt nicht mehr! Aber seine Menschenfreundlichkeit werde ich nie vergessen, und noch heute ehre ich sein Andenken.

In einem Cigarrenladen in Hannover hörte ich einmal wieder den Ruf: „Hep-Hep!"

Vielen Lesern dieses Buches wird der Sinn dieses Schimpfrufes unbekannt sein. — Im Jahre 1848 hatte ein Professor Brendel in Würzburg eine Vertheidigungsschrift für die verfolgten Juden geschrieben. Einige judenfeindliche Studenten verfolgten den Verfasser mit dem Rufe: „Hep-Hep!"

Dieses „Hep-Hep" ist ein Studenten-Kauderwelsch, zusammengesetzt aus den Anfangsbuchstaben:

Hirosolyma est perdita, d. h. Jerusalem ist untergegangen.

Auch der jüdische Charakter hat seine Schattenseiten. Da ist der allzustark ausgeprägte Erwerbssinn. — Aber wenn der Jude hie und da einen Christen übervortheilt, übt er da nicht Vergeltung? -Werfen wir einen Rückblick auf die Geschichte, und welch ein schauerliches Bild der Verfolgung und Unterdrückung dieser Rasse entrollt sich vor unsern Augen! —

Nur da, wo der Israelit unterdrückt wird, wie in Rußland und Polen, zeigt er sich im schlechtesten Lichte. Dort äußert sich sein scharf ausgeprägter Erwerbssinn in häßlicher Weise. — Aber in Menschen, die von der Regierung 'unterdrückt und von dem Volke verspottet werden, können sich keine edlen Charakterzüge entwickeln. Das ist ganz natürlich. In Ländern hingegen, wo der Israelit politisch und gesellschaftlich gleichberechtigt ist, wie in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten, und auch in Deutschland, verlieren sich die durch die Verfolgungssucht erzeugten Schattenseiten des Charakters, und die besseren Eigenschaften treten hervor.

* * *

Nachmittags und Abends kamen viele Bauern aus der Umgegend in meinen Gasthof.

Einer von diesen, ein freundlicher Mann mit pfiffigem Gesichte, schien zu mir eine besondere Zuneigung gefaßt zu haben. Er freute sich ungemein, einen Amerikaner kennen zu lernen, und theilte mir unter der Hand mit, daß man die Absicht habe, im Orte eine Zündholzfabrik zu gründen. Die umliegende Gegend sei reich an Fichten- und Tannenwäldern, es sei also Material genug vorhanden, um jeden armen Mann im Orte durch ein solches Unternehmen wohlhabend zu machen. Die Verwaltung und Betheiligung des Unternehmens solle genau nach sozialistischen Grundsätzen geführt werden. Er frug mich, ob ich geneigt sei, die Leitung desselben zu übernehmen? Natürlich brauche ich nicht mehr als die Kleinigkeit von 30,000 Mark einzuschießen. Ich versuchte ihm begreiflich zu machen, daß, wenn ich 30,000 Mark zu dem Unternehmen hergebe, die Gesellschaft keinen Anspruch auf Sozialismus mehr machen könnte, indem ich als Hauptbetheiligter im Verhältnisse zu meiner Einlage auch den größten Gewinn ziehen müßte.

Ich habe später über dieses Projekt nachgedacht, und fast glaube ich, daß der Mann eigent-

lich Recht hatte. Eine solche Fabrik möchte in Mitten von Tannenwäldern ein lohnender Erwerbszweig sein. Allein die deutschen Sozialisten sind alle arm, und werden es auch bleiben, außer sie versuchen ihr Glück in fremden Ländern.

Fünftes Kapitel.

Eine rosige Laune. — Wodurch wird dieselbe bedingt? — Cäsar und Cassius. — Rousseau's Bekenntnisse. — Ein Prinz auf Reisen. — Ein Eseltreiber als Philosoph. — Ein Nestor und sein Enkel. — Kein Geschlecht hält sich länger als bis in's vierte Glied.

Nach einigen Tagen wußte ich in L... nichts mehr zu thun. Ich wanderte früh Morgens weiter. Der trübe, nebelige Morgen erschloß sich wie eine unscheinbare Knospe zur prächtigsten Blume, nach und nach zum schönsten, sonnigensten Tag. Mir war unbeschreiblich wohl! — Gesund an Geist und Körper, und im blühendsten Mannesalter spürte ich eine stolze, unabhängige Stimmung in mir, in welcher ich mein Jahrhundert hätte in die Schranken fordern können, — und wiederum war mir zu Muthe, als müßte ich die ganze Welt an mein Herz drücken.

Mürrische, mit sich selbst unzufriedene Naturen mögen Kenntniß davon nehmen, daß eine heitere Laune nicht allein durch unseren Gesundheitszustand bedingt ist, sondern daß sie auch von unse-

ren Bedürfnissen und Wünschen abhängt. — Je geringer und bescheidener letztere sind, desto zufriedener sind wir, und desto heiterer ist unsere Laune. — Ja, eine heitere Laune veredelt den Menschen — ein Mensch mit heiterer Laune wird sich selten den rohen Ausbrüchen seiner Leidenschaft überlassen. Ich habe öfter beobachtet, daß die heitersten Menschen auch die angenehmsten Gesichtszüge haben. — Schon Cäsar wußte das.

„Den Cassius kann ich nicht leiden,“ rief er eines Tages, „er ist zu finster. Ich will Männer mit heiterem Gesichte um mich haben.“

Cäsar ging dem Cassius aus dem Wege.

Rousseau kann sich auf seinen Wanderungen nicht glücklicher gefühlt haben, als ich.

Er erzählt uns im 4. Buche seiner Confessionen:

„Nie habe ich so viel gedacht, so viel empfunden, so viel gelebt, als auf solchen Reisen. Das Gehen weckt und beseelt meine Gedanken, der Körper muß in Thätigkeit sein, wenn mein Geist thätig sein soll. Der Anblick der Landschaft, die bunte Folge angenehmer Fernsichten, die frische Luft, die gute Gesundheit, welche mir das Gehen bringt, die Ungebundenheit des Wirthshauslebens, die Entfernung von allem, was mich meine Abhängigkeit fühlen läßt, befreit meine Seele, gibt mir

größere Spannkraft und Kühnheit des Denkens, und wirft mich in die Unermeßlichkeit der Dinge. Ich denke mich als Herr und Meister der ganzen Natur, mein Herz schweift von Gegenstand zu Gegenstand, und berauscht sich an dem, was ihm gefällt. Was für Kraft und Frische in meinen Farben, was für Gewalt in meinem Ausdruck! Aber wie hätte ich diese Stimmung aufschreiben können? Was kümmerte mich die ganze Welt? Ankommend dachte ich nur gut zu essen, fortgehend dachte ich nur weiter zu marschiren. Ich fühlte, daß ein neues Paradies mich erwartete; ich ging, es aufzusuchen.“

Denselben Weg, den ich jetzt ging, wanderte ich vor zwanzig Jahren in Gesellschaft des Prinzen Elimar und seines Informators.

Eine Stunde unweit der Residenz kehrten wir in eine an der Landstraße liegende Wirthschaft ein, und bestellten Kaffee, Brod und Eier. Während sich die Wirthin mit der Zurichtung unserer Mahlzeit beschäftigte, vertrieben wir uns die Zeit mit Kegelspiel. Die Kegelbahn lag hinter dem Hause an einer großen Wiese, auf welcher Schafe, Kühe, Pferde und auch ein kräftiger, schöner Hengst weideten. Der Prinz schauete die Thiere mit großem Interesse an und sagte:

„Wenn ich ein Thier sein müßte, so möchte ich am liebsten ein Hengst sein.“

Damals dachte ich, wie wundervoll das Geblüt, die Rasse sich schon in dem fürstlichen Knaben kennzeichnete. Selbst als Thier mochte er unter den Thieren keine untergeordnete Rolle auf der Weltbühne spielen! Der Prinz ist jetzt General in der russischen Armee. Meine Ansichten über Geblüt und Abstammung sind unterdessen andere geworden, und doch ist dieser schöne, heitere, lebenslustige 14-jährige Knabe mir ein liebes Bild in der Gallerie meiner Erinnerungen geblieben.

Kaum konnte ich die Zeit abwarten, bis ich dieselbe Dorfschenke wieder erreicht hatte, um daselbst meinen Magen, der mich zu quälen anfing, durch einen Imbiß freundlicher gegen mich zu stimmen. Diesmal fand ich jedoch in der Gaststube anstatt eines Prinzen, einen mit Glaswaaren handelnden Eseltreiber in blauem Kittel und langen Gamaschen am Tische sitzen. Der Mann war ein Unicum seiner Art, und ergötzte mich sehr. — Er trank innerhalb einer halben Stunde nicht weniger als 12 Schnäpse, und leerte sein Glas regelmäßig in zwei Zügen. War der letzte Schluck in seiner Kehle verschwunden, dann hüstelte und schauerte er ein wenig, wie wenn ein Schüttelfrost ihn quäle, und:

„Was ist der Mensch?“

erklang es von seinen noch von der Flüssigkeit feuchten Lippen. Mit den Worten:

„Staub und Asche!“

beantwortete er seine Frage jedesmal selbst, während er sein Glas aus der daneben stehenden Flasche wieder füllte.

Als ich mich von der freundlichen Wirthin verabschiedete, saß der Mann noch am Tische, die Flasche in der Hand, sein Glas von Neuem füllend.

Abends erreichte ich ziemlich spät das Dorf A…, und blieb daselbst die Nacht bei'm Gemeindevorsteher. Nach dem Nachtessen versammelte sich die ganze Familie, Alt und Jung, Knechte und Mägde und einige Nachbarn um den Herd. Die Familie bestand aus dem Hausherrn, seiner Frau, vier Söhnen, zwei Töchtern und dem alten Großvater. Wir verbrachten den Abend mit Plaudereien aus vergangenen Zeiten und Gesprächen über Amerika.

Noch bis zu dieser Stunde ist mir das Bild des greisen Großvaters lebhaft im Gedächtniß geblieben. Er saß im Lehnstuhle hinter dem Feuer mit etwas vorgebeugter Haltung, die langen, mageren Finger auf seinen Knieen ausgestreckt. Sein glattrasirtes, faltiges Gesicht war im höchsten Grade



Der Großvater.

ehrwürdig, und der Ausdruck seiner hellblauen Augen bekundete trotz seines Alters eine mehr als gewöhnliche Intelligenz. — Neben ihm auf einem Torfziegel saß ein weißköpfiger, etwa zehnjähriger Knabe, sein Enkel, mit ebenfalls hellblauen Augen, der ab und zu seine beiden Hände und das Kinn auf dem Knie des Alten ruhen ließ. Der Alte so ruhig, der stumme, tiefe Ernst in allen Falten seines Gesichtes, und das sonnverbrannte, von Gesundheit strotzende Antlitz des Jungen, kam mir vor, wie das alte und neue Jahrhundert in inniger Freundschaft umschlungen.

Wenn man Beide genau betrachtete, so bemerkte man dasselbe Geschlecht, denselben Schnitt in dem Gesichte des Alten und Jungen, und zur Zeit, als die Jahre den Alten noch nicht berührt hatten, als er in dem Alter des Knaben stand, mag wohl dieses alte, runzelige Gesicht das Ebenbild seines Enkels gewesen sein.

Die Aehnlichkeit zwischen dem Großvater und seinem Enkel veranlaßte mich, dem Nestor das das Compliment zu machen, daß ich vermuthe, sein Geschlecht werde wohl noch Jahrhunderte auf demselben Gute so kräftig fortblühen, wie ich es augenblicklich an seinem Enkel warhnehme. Zu meiner Verwunderung stimmte der Greis nicht mit mir überein.

„Vor fünfzig Jahren,“ so erzählte er, „kamen wir von jenseits des Moors hierher. Mein Vater kaufte dieses Gut, welches damals vernachlässigt und verlottert war. Wir haben hier im Orte neun Bauernstellen, und auf keiner dieser Stellen finden Sie noch die Nachkommen desselben Geschlechts, welches diese Stellen vor 50 Jahren im Besitz hatten, als jetzige Eigenthümer. — Einige sind ausgewandert, andere Familien sind ausgestorben. Das Letztere war der Fall mit unserem nächsten Nachbar. Der alte B... hinterließ eine einzige Tochter, sie heirathete einen Mann aus einer anderen Ge-

meinde, und jetzt ist sie letztes Jahr im Wochen-bette mit sammt ihrem Kinde gestorben. Das Gut ist also in ganz fremden Händen. Kein Geschlecht, so schloß er, hält sich länger als bis in's vierte Glied."

Ich muß gestehen, daß ich die Beobachtung des Alten als sehr wahr bestätigt gefunden habe. Auch in meinem Heimathsorte war es so. — Ein Beweis, wie lächerlich und thöricht es ist, wenn Adelige auf 300 Ahnen sich etwas zu Gute thun wollen. — Nicht Ahnen, sondern:

„Gesunder Geist in gesundem Körper," und ein gutes Einkommen ist was wir brauchen.

Als der englische General Wolseley siegreich aus dem Ashantee-Kriege zurückkehrte, votirte ihm das Parlament den Baronets-Titel und ein Geldge-schenk von $250,000. Den Titel lehnte er ab, aber das Geld nahm er an. — Brains! — Gentle-men — Brains!

Sechstes Kapitel.

Trinchen.



Am nächsten Morgen nahm ich Abschied von dieser braven Familie, die mich, ohne auch nur einen Groschen als Bezahlung dafür anzunehmen, so freundlich aufgenommen und bewirthet hatte. Die Mutter theilte mir mit, daß ihre Tochter Trinchen sich fertig mache, mich nach der Stadt zu be=

gleiten, indem sie Eier und Butter dorthin zu bringen hätte.

Die Mutter und der Großvater begleiteten uns an das Hofthor, und wünschten mir eine glückliche Reise. Es ist ein reines, sanftes Vergnügen, von Fremden nach kurzer Bekanntschaft ein sichtlich herzliches Lebewohl zu bekommen, wenn die Reise weiterführt, — es ist, um mit Alban Stolz zu reden, ein Trunk Wasser aus klarer Felsenquelle am Wege.

Trinchen war eines jener Mädchen, wie man sie häufig auf dem Lande antrifft — gesund, kräftig gebaut, mit rosigen Wangen, frei von allen Verstellungen und aller Ziererei. Sie war 18 Jahre alt. In ihrem ganzen Wesen lag eine solche kindliche Unbefangenheit und ländliche Einfalt, die mich entzückte, und ich glaube, daß ihr heiteres Gesicht selbst die trüben Wolken vor den Augen eines Lebensmüden verscheucht haben würde.

Es war ein sonniger Herbsttag. Unser Weg führte Anfangs durch Felder und Wiesen. Ueberall am Wege waren Leute mit Düngen, Pflügen, Säen und Kartoffeln lesen beschäftigt. Für jeden der Arbeiter hatte Trinchen, die fast mit Allen bekannt zu sein schien, ein freundliches Wort.—In Deutschland ist es üblich, daß die Leute sich gegenseitig

ihre freundschaftlichen Gesinnungen durch eine Gesprächsweise darthun, wie z. B.:

„Seid nicht zu fleißig!“

„Pflügt Ihr?“

„Macht bald Feierabend,“ u. s. w.

Freilich werden diese abgedroschenen Redensarten nur gedankenlos hergesagt; allein die Leute behaupten, daß durch diese Phrasen ihre gegenseitige Freundlichkeit gründlicher zu erkennen gegeben wird, als durch den vornehmen Gruß: „Guten Morgen“ und „Guten Tag.“

Später kamen wir in eine sandige, magere Haidegegend, wo zum Theile alle Anpflanzung aufhörte.

Es war ein steiniger, mit Haidekraut spärlich bewachsener Boden, der Jahrhunderte hindurch von genügsamen Haidschnucken abgeweidet und ausgefressen worden ist. — Weit und breit sieht man kein Thier, keinen Vogel — nicht einmal eine vagabondirende Krähe verliert sich in diese trostlose Gegend. Es grünt dort kein Gebüsch — kein grüner Grashalm gibt dem Auge einige Abwechslung, Todtenstille ruht auf dieser Einöde, — hier ist die Einsamkeit eines Friedhofes!

Wer in der Welt möchte nicht an der Seite eines heiteren, liebenswürdigen Weibes durch's

Leben gehen! Wahrlich, — man hat Augenblicke, wo man in der Nähe eines menschlichen Wesens sich glücklich fühlt.

Trinchen und ich schritten frisch und munter weiter auf der schönen, ebenen Landstraße. Dann und wann nahm ich ihr die Last, nämlich den Korb, welchen sie am Arme trug, ab, was sie zuerst nur widerstrebend erlaubte. Während ich den Korb trug, stellte sie dann allerlei naive Fragen an mich:

„Ob in Amerika auch Haidenkraut, Fichten und Eichbäume wüchsen?“

„Ob die Kühe bei uns von derselben Größe seien, wie in Deutschland?“ und dergleichen.

Ich dagegen beantwortete nicht nur alle ihre Fragen mit gewissenhafter Ausführlichkeit, sondern ich bot auch alle meine Liebenswürdigkeit auf, um einen besonders günstigen, nachhaltigen Eindruck auf sie zu machen. Schließlich geriethen wir in Streit darüber, wer von uns den Korb tragen sollte.

„Ich kann Ihnen nicht zumuthen, daß Sie für mich umsonst arbeiten,“ sprach sie.

„Es macht mir ein Vergnügen, Ihnen Erleichterung zu verschaffen,“ sagte ich.

Da keines dem anderen nachgeben wollte, und um den freundschaftlichen Streit zu beschwichtigen,

stieß ich meinen Regenschirm durch den Henkel des Korbes; sie erfaßte das eine Ende desselben, und ich das andere. Und so trugen wir beide den Korb zwischen uns, wie einstens Josua und Kaleb die Trauben auf einer Stange aus dem gelobten Lande in das Lager der Israeliten brachten, bis wir die Stadt in Sicht bekamen.

Trinchen war der Schuhriemen aufgegangen. Ich machte daher den Vorschlag, ein wenig auszuruhen, wir könnten unterdessen den Schaden ausbessern. Sie ließ sich auf einen mit Haidekraut bewachsenen Hügel nieder, und ich setzte mich ohne Weiteres dicht neben sie. Nachdem sie den Schuhriemen wieder befestigt hatte, (sie wollte durchaus nicht zugeben, daß ich den kleinen Dienst für sie besorgte,) erfaßte ich ihre Hand und fühlte ihren Puls. Sie ließ es ruhig geschehen, und sagte:

„Ich bin nicht krank.“

Und dabei schlug sie ihre großen, blauen Augen zu mir auf. — Blick traf Blick, und ich glaubte, sie erröthete, was sie durch ein gezwungenes Lächeln zu verbergen suchte. Der Gedanke daran machte mich selbst erröthen.

Es gibt in gewissen menschlichen Blicken ein Etwas, — welches uns zur Gewißheit macht, daß wir die feingesponnenen Fäden unserer gegensei-

tigen Zuneigung empfinden. Ein solcher Blick ist gleich einem Blitzstrahle in rabenschwarzer Nacht, — er beleuchtet momentan die Gegend, und zeigt uns die Gegenstände in ihren schärfsten Umrissen.

„Man hat," sagt Sterne, „eine Art von süßem, halbschuldigem Erröthen, woran das Blut mehr Antheil hat, als der innere Mensch, — es wird mit Ungestüm vom Herzen ausgeschickt, und die Tugend eilt ihm schnell nach, — nicht um es zurückzurufen, — sondern um die Empfindung davon den Nerven um so köstlicher zu machen."

Wir setzten uns von Neuem in Gang, und erreichten bald die Stadt. — Ich begleitete sie zu dem Kaufmann, wo sie den Inhalt ihres Korbes abzusetzen hatte. Nachdem wir uns durch einen „Lunch," der aus Kaffee, Butter und Brod bestand, gestärkt hatten, nahm ich Abschied von dem herrlichen, liebenswürdigen Mädchen. Gern hätte ich unser Scheiden mit dem Kusse der christlichen Liebe besiegelt — so warm und heilig, wie der des Apostels Paulus.

„Bleibe glücklich! Trinchen," sagte ich, „woimmer du auch weilen magst, — und glücklich sei derjenige, welcher sein Loos mit dir theilt!"

„Was sich liebt, das muß sich finden,
Was sich sehnt, muß sich verbinden." Novalis.



Doctor Vanderbilt's Abschied von Trinchen.

Siebentes Kapitel.

Eine Kegelparthie. — Ein gelehrter Doctor. — Deutsche Aerzte. — Brodneid unter denselben. — Gehässiges Benehmen der Aerzte gegeneinander.

Nachdem ich in meinem Gasthof zum „Rothen Hause“ ein wenig Toilette gemacht, ging ich, ohne ein bestimmtes Ziel zu haben, aus und unternahm einen Gang durch mehrere Straßen der Stadt. Bei meiner Rückkehr theilte mir der Wirth mit, daß eine Anzahl in der Kegelbahn versammelter Herren von meiner Ankunft gehört, und auf mich warteten. Die Gesellschaft, sagte er, bestehe aus den Honorationen der Stadt, und es befinde sich unter ihnen ein Jugendfreund von mir, der begierig sei, mich zu sehen.

Wir gingen in die Kegelbahn, — Freund Paul empfing mich schon am Eingange. Das Wiedersehen war eine gegenseitige Ueberraschung und Freude. Mein Freund war noch, trotz seines vorgeschrittenen Alters, derselbe burschikose Student, wie vor 25 Jahren; aufrichtig, witzig und voll

klassischer Einfälle. Er übernahm die Vorstellung. „Jetzt haben wir dich wieder," rief Paul, „und ich hoffe, daß wir dich hier behalten werden. Es muß ein erhebendes Gefühl für dich sein, nach jahrelanger Abwesenheit von deinen alten Freunden so herzlich aufgenommen zu werden." —

Ich dankte ihm für seine freundlichen Gesinnungen, und betheiligte mich am Kegelspiel. Hier will ich meinen Lesern im Vertrauen die Mittheilung machen, daß ich im Kegelspiel nicht nur Vielen „über" bin, sondern auch mich nicht fürchte, ohne Bedenken es mit dem geschicktesten Kegelschieber aufzunehmen.

In der Gesellschaft befand sich auch ein Doctor der Medizin mit Namen B...

Dieser Doctor, ein dünner, magerer Mensch, war mächtig im Rückstande. Und so sehr er sich anstrengte, so heftig er auch mit seinem rechten mageren Beine jedesmal, wenn er eine Kugel abgeschoben hatte, wie ein angeschossener Hase zappelte, er blieb doch zurück.

Ich war Allen voraus. In Folge dessen und durch die freundliche Aufmerksamkeit, welche mir von sämmtlichen Herren zu Theil wurde, mochte er sich etwas zurückgesetzt fühlen. Er meinte daher, als ich wieder alle n e u n geworfen hatte, „daß

man in Amerika das Kegelspiel lerne, und daß ich wohl auf dasselbe reisen könne."

„Jawohl," versetzte ich, „wenn man Geld genug mitnimmt. Uebrigens," fügte ich hinzu:

„So hab' ich's gehalten von Jugend an,"

„Und was ich als Jüngling gepflegt und gethan,"

fiel Paul ein,

„Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Der Doctor gab sich große Mühe, mit affektirter, tiefer Baßstimme seine Kenntnisse und Gelehrsamkeit fühlbar zu machen. Der tiefe Baß gelang ihm jedoch nicht immer, er sprach dann so langsam, müde und schläfrig, daß ich mich des Lächelns nicht enthalten konnte. Besonders hob er hervor, daß er die Universität Würzburg besucht habe, wo die gelehrtesten Professoren in ganz Deutschland dociren.

Ich erwiderte ihm, daß, soviel ich gehört, diese gelehrten Professoren noch dazu den Nürnberger Trichter im Besitz hätten, und daß derselbe in den Händen solcher Männer Wunder wirken müßte. „In Amerika," sagte ich, „hängt das Lernen größtentheils von der eigenen Anstrengung des Studirenden ab."

Ich habe später noch öfter Gelegenheit gehabt, die Faseleien dieses Aesculaps-Jüngers mit anzuhören.

Wer die Menschen beobachtet hat, und einigermaßen Menschenkenner ist, der wird wissen, daß der Geist und Charakter eines Mannes sich in seiner Sprache kundgibt. — Der Muthige spricht laut, — der Entschiedene schnell, — der Langsame bedächtig, — der Mitleidige bewegt, — der Gebildete ruhig und bescheiden, — und der Dumme und Alberne faselt! —

Auch in Amerika kenne ich einige solche hergelaufene Brüllmeyer, die angeblich in Würzburg und Tübingen studirt haben, und das Wort Tübingen oder Würzburg bei jeder Gelegenheit auf der Zunge führen. Sie sprechen mit affektirter Stimme, machen sich breit mit lateinischen Brocken wie ein Quartaner, wenn er auf's Land geht. — Diese Herren wollen durch Wichtigthuerei und affektirtes Benehmen äußerlich ersetzen, was ihnen an innerem Werth abgeht. — Ich habe vielfach Gelegenheit gehabt, mit den besten und gelehrtesten amerikanischen Aerzten zu verkehren, aber niemals habe ich auch nur Einen gefunden, der durch ein gespreiztes Wesen und Prahlerei sich über seine Collegen hervorzuthun suchte.

Die Mehrzahl der Aerzte in Deutschland nagen am Hungertuche, nur die Berühmtesten verdienen etwas. Wer es zu etwas bringen will, muß Spe-

zialist werden; daher wimmelt es auch in den größeren Städten Deutschlands von Spezialisten. Der Eine kurirt Augen, der Andere Ohren, der Dritte Luftröhren, der Vierte Lungen, der Fünfte Hautkrankheiten u. s. w. Außer den Spezialisten haben den größten Zulauf die Quacksalber, Uringucker und Sympathie-Doctoren. Der Bauer und gewöhnliche Arbeiter schickt nur dann zum gebildeten Arzt, wenn ein Mitglied der Familie im Sterben liegt, und in manchen Fällen dann noch nicht einmal; er hält mehr auf Uringucken, oder verpflanzt seine Krankheit lieber in Bäume und Thiere, oder vergräbt sie in die Erde, als daß er einen tüchtigen Arzt zu Rathe zieht. — Ich werde später auf dieses Thema zurückkommen.

Ich lobe mir den Mann, der nicht gleich zum Doctor schickt, sondern bei kleinen Unpäßlichkeiten Hausmittel hervorsucht; aber in gefährlichen Fällen sollte man doch einen Mann, der sein ganzes Leben seiner Wissenschaft gewidmet hat, zu Rathe ziehen, denn derselbe kann doch mehr wissen, und eher das Richtige treffen, als der Laie. — — —
— — — — — — — — — —

Die Aerzte in Deutschland verkehren recht freundlich mit einander, im Falle sie 5—10 Meilen von einander entfernt wohnen. Andererseits kommt es

auch vor, daß wenn sie in einer und derselben Stadt zusammen, oder in demselben Jagdrevier wohnen, sie sich recht feindlich gegenüberstehen, und daß sie nicht selten zu sehr verächtlichen Mitteln greifen, um sich einander bei ihren Kunden auszustechen. — Jedoch sind es nicht immer diejenigen, welche am wenigsten verdienen, die durch ein gehässiges Benehmen gegen ihre Collegen die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu lenken suchen, und sich am unverschämtesten in den Vordergrund drängen, sondern es sind oft ältere Aerzte, die sich schon eine gewisse Existenz gesichert haben, die es thun.

Wie sehr feindliche Collegen ihre gegenseitige Gehässigkeit an den Tag legen, mag folgendes Beispiel zeigen:

In E... wurde ich eines Tages zu einem kranken Knaben gerufen. Die Mutter desselben erzählte mir, daß der Doctor U... in W... zuerst das Kind behandelt, wie es unter dessen Behandlung sich verschlimmert habe, und wie sie darauf den Doctor B... in B... habe rufen lassen. Dieser habe die von Doctor U... verschriebene Arznei für nichtsnutzig erklärt, und dieselbe eigenhändig zur Thüre hinausgeworfen.

Ich erzählte meinem Freunde, dem Kreisphysikus

Doctor W... in C... diese Geschichte, und sprach mich tadelnd aus über das uncollegialische Auftreten des Doctor B...

„O! ho!“ schrie dieser, „dem Doctor U... ist gerade recht geschehen, — er ist ein gemeiner Kerl, den man nicht in Schutz zu nehmen braucht. Wie es ihm der Doctor B... gemacht hat, so hat er es mir in dem Dorfe R... gemacht.“

Zum Schlusse dieses Kapitels will ich zum Ergötzen der Leser eine Unterredung zwischen einem Arzte, — der, wie er angab, der Wissenschaft wegen Medizin praktizirte, — und seinem Patienten mittheilen.

Patient: Herr Doctor, ich bin so müde.
Doctor: Das kommt von der Reise.
P.: Ich habe keinen Appetit.
Dr.: Sie müssen weniger essen.
P.: Ich habe keinen Schlaf.
Dr.: Stehen Sie nur recht früh auf.
P.: Es liegt mir in allen Gliedern.
Dr.: Gehen Sie mehr spazieren,
P.: Ich hab's im Kreuze.
Dr.: Sie müssen weniger hm—
P.: Der Wein macht mich träge.
Dr.: Trinken Sie Wasser.
P.: Ich leide an Unverdaulichkeit.

Dr.: Mehr Diät halten, mein Herr.

P.: Ich spüre immer ein Jucken am Körper

Dr.: Sie müssen sich kratzen.

P.: Mein Gesicht wird schwach.

Dr.: Tragen Sie eine Brille.

P.: Auch mein Gehör.

Dr.: Nun, Sie müssen ja nicht Alles hören.

P.: Ich werde selbst immer schwächer.

Dr.: Sie altern.

P.: (Mit Entrüstung) Herr Doctor, jetzt gehen Sie weg! Sie wissen kein Mittel.

Dr.: „Sterben."

Solche Einfaltspinsel werden nur einmal consultirt; sie verhungern mit ihrer Wissenschaft zum Wohle der Menschheit.

> Freude, Mäßigkeit und Ruh',
> Schließt dem Arzt die Thüre zu.

Achtes Kapitel.

Ein Sängerpaar. — Ein deutsches Lied in den Wäldern Virginiens. — Ein sterbender Soldat. — Der Geck und doch ein weiser Mann. — Die Regenten und Großen. — Woher sie gekommen. — Talente unter dem deutschen Volke. Deutschland imponirt nach Außen. — Armuth und Elend zu Hause. — Vermehrung der Völker. — Die Juden in Egypten.

Abends fand in dem zum Hotel gehörigen Garten eine Art von Conzert statt. — Dasselbe war recht gut besucht. Ich sah unter den hier Versammelten feine Kopfformen der deutschen Nationalität. Das Orchester bestand nur aus zwei Personen — aus einem alten Tyroler mit seiner Tochter. Der Alte spielte die Geige und die Tochter die Harfe. Sie sangen ein Duett, und beide hatten schöne Stimmen. Die Melodie des Alten war klagend und in tiefem Baß, dann fiel die Tochter wie kindlich tröstend in weichem Moll ein. Ich dachte an Uhlands Worte:

„Es tönte himmlisch helle
Des „Mädchens" Stimme vor,
Des Alten Gesang dazwischen
Wie dumpfer Geisterchor."

Ich habe die Nilson, die Patti, die Lucca, die Kellogg und unsere eigene Carry, ja, fast alle berühmte Sängerinnen der Neuzeit gehört. Diese mit herrlicher Stimme begabten Frauen haben mich entzückt, aber keine von ihnen hat je eine so eigenthümliche Schwermuth in meine Seele gehaucht, wie an jenem Abend dieses Sängerpaar durch sein Duett. — Ich befand mich in einer wunderlich träumenden Stimmung, die augenscheinlich Niemand mit mir theilte, denn keiner von den anwesenden Herren schenkte den Sängern auch nur die geringste Aufmerksamkeit. — Die deutschen Aristokraten halten es unter ihrer Würde, sich von fahrenden Sängern und herumreisenden Schauspielern, die keinen Namen haben, hinreißen zu lassen. — Sie sprechen von Opern und Sternen erster Größe, und vom großen Christopher, wenn sie nicht einmal den kleinen Christopher weder gesehen noch gehört haben.

Nicht nur, daß das Duett unbestimmte, ahnende Gefühle in mir weckte, sondern es erhellte auch ein längstvergessenes, dunkles Bild in der Gallerie meiner Erinnerung. — Meine Phantasie schwebte zurück nach einem schönen, herrlichen Thale in Amerika.

Zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges ritt

ich eines Abends im traulichen Halbdunkel der Abenddämmerung am Ufer des Rappahannock, in Virginien entlang. — Die Sonne war soeben dem Horizont entschwunden, und über den waldigen Bergreihen auf der westlichen Seite des Flusses wölbte sich der Himmel mit seltsamen, im Feuer des Abendroths glühenden Wolken. — Kein Lüftchen bewegte die stille, lauschende Natur — es war mir, als trauere sie um die vielen Tausenden von gefallenen Kriegern, die rings um mich in den Wäldern Virginiens begraben lagen. — Da, durch die stille Dämmerung, schlug plötzlich ein Ton an mein Ohr! Ich hielt mein Pferd an und lauschte mit angehaltenem Athem und klopfendem Herzen den Tönen, die sich so weich und lieblich durch den stillen Wald bis zu mir stahlen. — Es war die Melodie eines deutschen Liedes. Langsam und vorsichtig ritt ich vorwärts in die Richtung, von woher der Gesang zu kommen schien. Die Töne wurden immer klangvoller und heller. Jetzt kam ich aus dem Gebüsch heraus in ein kleines Thal, und hörte nun ganz deutlich vor mir die liebliche Melodie des schönen Liedes:

„Der Tyroler und sein Kind,"

sah aber Niemand. — Ein geheimnißvoller Schauer überkam mich, mir ward so wohl und wehe, daß

ich erschrocken über mich selbst wurde. Ich hatte eigentlich keine Angst und keinen Schrecken, aber es hatte mich ein ängstliches Gefühl ergriffen, gerade so ängstlich, sehnsuchtsvoll, wie die Melodie dieses Liedes.

Endlich entdeckte ich einen im Grase liegenden verwundeten Soldaten, einen Schwaben. Er war zwei Tage vorher in der Schlacht bei Cedar Creek verwundet worden, und auf dem Schlachtfelde liegen geblieben. Später hatte er sich aufgerafft, war, in der Absicht zu desertiren, fortgegangen und hatte sich verirrt. Als er vor Ermattung nicht weiter kommen konnte, legte er sich in's Gras, um sein letztes Stündlein zu erwarten. In seiner Herzensangst hatte er das vorher erwähnte Lied angestimmt. Ich hob ihn auf mein Pferd und brachte ihn in's Lager zurück, wo er sich bald wieder erholte.

Nach dieser kurzen Abschweifung führe ich meine Leser wieder in's Hotel zurück.

Am nächsten Morgen war es regnerisch und kalt. Der Wirth hatte eingeheizt. Ich blieb den ganzen Tag über zu Hause. In der dumpfen, warmen Stube mit den festverschlossenen Fenstern und Gardinen ist uns des Ofens Hitze oft sehr zur Last. Ich fühlte mich beengt und bedurfte der freien Bewegung; allein ich mußte den Tag zu

Hause aufzehren. — Während des Tages kam ein verwitterter, alter Herr mit fürchterlich langem Schnurrbart in die Gaststube. Er grüßte mich freundlich, und bald hatten wir ein Gespräch mit einander angeknüpft. Er frug mich, ob ich bemerken könne, daß sein Schnurrbart gefärbt sei? Es ist sonst nicht meine Gewohnheit, Jemanden meine Meinung zu verhehlen, und obgleich sein Bart in allen Farben des Regenbogens schillerte, so log ich doch dem alten Sünder vor, daß ich solches durchaus nicht bemerke. Der Bart habe eine schöne, schwarze Farbe, sagte ich ihm. — Unsere Bekanntschaft war gemacht.

„Jeder," sagt der lachende Philosoph, „trägt seinen Gecken in sich. Mancher wird ihn zeitig, Mancher später los, — und die, welche nicht an ihren Gecken glauben, werden ihn niemals los. Die Letzteren sind die allerschlimmsten — die sogenannten gescheiten Narren; sie bleiben Narren bis an ihr seliges Ende."

Ein holländisches Sprichwort heißt:

„En man heft niet zoo'n wyzen Zin,
Of er steckt nog een geck daarin."

„Wenn ich über einen Narren lachen will," bekennt schon der Philosoph Seneka, „brauche ich nicht weit zu suchen, ich betrachte mich selbst."

Der Alte war ein Hauptmann a. D. ohne Pension, Baron von Foggenstein. Außer seiner übertriebenen Vorliebe für seinen Schnurrbart — seinen Gecken — war er ein gar liebenswürdiger, in allen Fächern des Wissens wohlunterrichteter Mann, der Deutschland und seine Zeit richtiger beurtheilte, und über amerikanische Verhältnisse mehr wußte, als alle Bewohner des Städtchens zusammengenommen. — Jetzt noch denke ich oft mit Vergnügen an ihn zurück, und wünsche, daß ich nach den Mühen des Tages mich seiner Gesellschaft erfreuen könnte.

„Hören Sie, mein Herr," rief er unter Anderem, „die Regenten und Großen haben das Menschengeschlecht nie veredelt! — Im Mittelalter wurden die Menschen von diesen Herren zum Thiere herabgewürdigt. Es waren die Denker und Arbeiter, die das Eisen und den Webstuhl erfunden haben, denen der arme Mann dankbar sein muß. — Griechenlands Nachruhm und Einfluß beruhen auf Solon, Lycurg, Homer, Plato, Aristoteles u. A.— Diese Heroen haben ein Gastmahl aufgetischt, an dem sich selbst Götter laben können." —

„Sehr wohl," erwiderte ich, „es hat zu allen Zeiten und unter allen Nationen begabte Männer gegeben, die es sich zur Lebensaufgabe machten, das traurige Loos des Daseins ihrer Mitmenschen

erträglicher zu machen.“ — „Aber interessant wäre es zu erfahren,“ fiel ein Dritter ein, „woher denn eigentlich die Regenten und Großen gekommen, und wie sie entstanden sind? — Sie sind doch nicht etwa vom Himmel herabgefallen? Oder sind sie von Adam an dagewesen?“

(Dieser Dritte, ein Gutsbesitzer, mit Namen Suhrappel, half dem Baron die Zeit todtschlagen, indem er „66“ mit ihm spielte, und dabei tranken sie Schnapps aus Champagner-Gläsern.)

„Nein,“ antwortete der Alte, „auch sind sie nicht gleich der Göttin Minerva mit voller Rüstung angethan fix und fertig aus dem Kopfe des Jupiters hervorgesprungen, sondern es waren Männer aus dem Volke, die mehr Hirn hatten — die stärker und listiger waren, als die Andern, und sie wurden die Herren der Uebrigen. Ich erinnere Sie nur an Pipin den Kleinen, Wittekind, Napoleon, Cromwell u. A.

Damit ist gesagt: „Der Held dringt kühn voran, der Schwächling bleibt zurück,“ bemerkte ich.

„Ganz recht,“ sagte er, „jedoch es läßt sich nicht feststellen, ob alle Regenten und Großen die Nachkommen von Helden sind. Die Throne kamen abwechselnd an Menschen, die im niedrigsten Stande geboren waren, — die ihre Erhöhung nicht ihrer



Gutsbesitzer Suhrappel und Baron von Foggenstein.

Heldenthaten, sondern einem Verbrechen verdank=
ten."

„Heut zu Tage gibt es wohl keine Helden mehr unter dem deutschen Volke?“ frug ich.

„Ei freilich,“ antwortete er, „aber sie verwelken in den Viehställen und Scheunen, in Fabriken und auf Handwerksstüblen. Auf dem Grunde des Meeres liegen Perlen, aber wer holt sie herauf? — So ist es mit den Talenten unter dem deutschen Volke. Für den armen, geknechteten Deutschen, gibt es in Deutschland keine höhere Instanz mehr. Der Arme ist in eine eigene Klasse hinuntergedrückt, die erblich geworden ist. Wer kein Geld hat, der muß dienen — und wer arm ist, der bleibt arm. *)

Alles Eigenthum und aller Grundbesitz ist in den Händen der Regierung und der Reichen. Ebenfalls haben diese die gesetzgebende Gewalt in den Händen. Und wenn diese Herren Gesetze machen,

---

*) „Wer einmal in dieser Klasse ist,“ sagt ein deutscher Schriftsteller — Bitzius — „gewöhnt sich daran und verliert nur zu leicht Muth und Kraft, aus dieser Kaste sich herauszuarbeiten, die Schranken zu überschreiten, und wer einmal darin geboren ist, dem wird nur zu oft in früher Jugend schon die Kraft gebrochen, sich herauszuarbeiten.

Wie man Zugvögeln die Flügel lähmt, damit sie ein warmes Land nicht finden können, so werden armen Kindern die Schwungfedern ausgerissen, — sie müssen als die Hefe der Menschheit, als eigentlicher Bodensatz Andern zur Last bleiben.“ —

so denken sie natürlich zuerst an sich selbst, und ummauern ihr Besitzthum von Tag zu Tag fester und fester, mit schärferen Edicten. Wie kann unter solchen Verhältnissen an ein Emporkommen des armen Mannes zu denken sein?

Er ist dazu verdammt arm zu bleiben, und wenn er die Weisheit eines Salomons und die Stärke eines Samsons besäße!“

„Und trotz alledem,“ unterbrach ich ihn, „kommen doch noch Fälle vor, in welchen einige aus der untersten Schichte des Volkes sich hinaufschaffen und eine prominente Stellung in der Gesellschaft sich erringen.“

„Jawohl,“ bestätigte er, „es gibt in der That einzelne solche Ausnahmen, indeß bedenken Sie nur, mit welchen enormen Schwierigkeiten so ein armer Bursche zu kämpfen hat, wenn er Schulen besuchen und sich bilden will! Seinen Verdienst als Kuhhirt, Knecht oder Handwerker hat er unter allen Umständen von seinem zehnten Jahre an seinen Eltern, bei denen oft Brod und Salz auf dem Tische fehlt, heimzubringen. — Von Sparen kann keine Rede sein. Er muß also mühselig sein Kost- und Schulgeld von seinen Geschwistern und von großherzigen, braven Leuten erbetteln, — er muß sich das Nothdürftige versagen, muß mit geliehenen Büchern sein

Studium machen, und jede Zwischenstunde muß er zu Handarbeiten verwenden, um wenigstens etwas Geld in die Hände zu bekommen.“ — ....

„Wir haben durch den letzten Krieg,“ fuhr er fort, „uns einen Namen erworben, — wir haben Glanz nach Außen verbreitet; aber was nützt es, wenn Deutschland nach Außen imponirt, während bei uns das tiefste Elend herrscht! Wahrlich! Es ist traurig zu sagen, Deutschland ist heute, nachdem es die fünf Milliarden in die Tasche gesteckt hat, ärmer als je.“

Das Elend herrscht überall! — Es gibt Ortschaften, wo in Familien wochenlang, ja das ganze Jahr hindurch kein Stückchen Fleisch auf den Tisch kommt, außer vielleicht amerikanischer Speck, der genossen wird, wie die Grönländer das Seehundsfett verzehren.“

„— Aber lieber Herr Baron!“ rief ich, „der Lieblingssohn des deutschen Volkes — Bismarck — behauptet doch, daß die Zustände im deutschen Reiche glücklich und zufriedenstellend seien.“

„Jawohl,“ entgegnete er, „und der Abgeordnete Bebel behauptet, daß das deutsche Volk nur e i n B e d ü r f n i ß fühle, nämlich das Reisegeld nach Amerika.“

„Nicht weit von hier, mein Herr,“ rief er mit



Bismarck's Barzin. — Die Zustände im deutschen Reiche sind glücklich und zufriedenstellend.

Entrüstung, indem er aufstand und eine Flasche entkorkte, „wohnt ein armer Tagelöhner mit zahlreicher Familie zur Miethe. Vorige Woche ist er ausgepfändet worden, — man hat ihm Alles, sogar

das Bett und die einzige Kuh, die Amme der Familie, genommen!"

„Nicht einmal die Kuh hat man ihm gelassen?" frug ich erstaunt.

„Nein," erwiderte er, „aber dort steht der zweite Bischof Fenelon," *) und auf den Wirth deutend, fuhr er fort: „Der brave Mann sprach: „Hört auf zu weinen!" und hat die Kuh für die arme Familie zurückgekauft."

„In Amerika," bemerkte ich, „kann so etwas nicht vorkommen, — einer armen Familie kann der Gläubiger nichts nehmen. In fast allen Staaten bestehen Gesetze, — Exemptions-Laws — welche bestimmen, daß das Eigenthum eines Familienvaters, dessen Vermögen nicht über $300 oder $600 beträgt, nicht angetastet werden darf. Ebenso kann man Niemanden sein Handwerkszeug, womit er

---

*) Der Dichter Pfeffel führt uns in einer poetischen Erzählung den Bischof „Fenelon" vor, wie er auf seinen Wanderungen in einem entlegenen Dörfchen aus einer Hütte laute Klagen vernimmt. Der Bischof erkundigt sich nach der Ursache der Klage, und erfährt, daß die einzige Kuh der Familie verloren gegangen ist. Auf seinem Heimwege findet er Schwärzchen, und erkennt es an dem weißen Fuß. Er führt die Kuh am Stricke, welcher an ihrem Halse hängt, hinweg zu der armen Familie zurück.

seinen Lebensunterhalt verdient, Schulden halber wegnehmen.“

„Ist es da zu verwundern,“ begann er wieder, „wenn gegenwärtig eine Klasse von Leuten nach Amerika wandert, die es vor Jahren als einen Schimpf betrachtet hätten, den Gedanken an Auswanderung laut werden zu lassen? — (Damit ist aber nicht gesagt, daß nicht auch recht viel Schund nach Amerika segelt. Amerika ist das Land der Zuflucht aller Sünder, wo jeder durchgefallene Student, jeder degradirte Offizier, jeder bankerotte Kaufmann und Faulenzer hofft, es zu Reichthümern und Ehren zu bringen.“)

„Vor einem Monat ist ein Bekannter von mir, ein ziemlich wohlhabender Bauer, mit sammt seiner Familie, mit Knechten und Mägden nach Amerika gereist. Er konnte sein Gut nicht verkaufen, und hat es verpachten müssen. Mit seinen Knechten hat er einen schriftlichen Contrakt abgeschlossen, worin dieselben sich verpflichten, fünf Jahre bei ihm zu dienen.“

„Das ist dumm, jedoch eine verzeihliche Dummheit,“ erwiderte ich, „von Deutschland Dienst- und Arbeitsleute mitzunehmen, ein Dienstverhältniß, welches zwischen Herrn und Diener in Deutschland besteht, gibt es in Amerika nicht. — Der Knecht

erfährt in wenigen Tagen, daß er dort ein freier Mann ist. Sei er auch noch so knechtisch und sklavisch gewesen, — eine Ahnung, daß er eigentlich auch ein Mensch ist, erwacht bald in ihm — er rebellirt und geht seine eigenen Wege. Im Uebrigen," setzte ich hinzu, „laß sie Alle kommen — der große, reiche Westen und Süden haben noch Raum genug für viele Millionen! Unsere Bevölkerung hat sich während der letzten dreißig Jahre verdoppelt, so daß wir jetzt 50 Millionen Einwohner zählen. Und überall, wo Amerika's Sternenbanner weht, wird es mit Jubel begrüßt!"

„Ich sehe, Sie sind stolz darauf," begann er wieder nach einer Pause, „daß die Bevölkerung der Vereinigten Staaten in dem kurzen Zeitraume von 1850 bis 1880 sich mehr als verdoppelt hat, und daß dieselben jetzt 50 Millionen Einwohner zählen. — Gut, wenn aber diesem Zuwachs der Bevölkerung keine Hemmung entgegengesetzt wird, dann hat dieselbe nach 50 Jahren sich vervierfacht, und am Ende des nächsten Jahrhunderts sind die Vereinigten Staaten von 500 Millionen Menschen bewohnt; dann wird es mit den Menschen Amerika's ebenso schlecht stehen, wie mit uns in Deutschland."

„Nun," warf ich ein, „das ist noch keine Uebervölkerung!"

„So, noch keine Uebervölkerung? — Freilich, man sagt Amerika besitze reiche, unerschöpfliche Hülfsquellen. — Aber richten wir unseren Blick nach China. Dieses „himmlische Reich“ hat ebenso reiche Hülfsquellen, und durchschnittlich einen noch ergiebigeren, reicheren Boden, als Amerika, und doch kann dasselbe die nöthigen Nahrungsmittel für die Erhaltung seiner 400 Millionen Bewohner, die dort wie Pökelhäringe zusammengedrängt sitzen, nicht mehr genügend erzeugen.

So war es in Egypten mit den Israeliten. Der Patriarch Jacob wanderte mit siebenzig Köpfen stark nach Egypten. Der König Pharao schenkte dieser Patriarchen-Familie einen fetten Landstrich am rechten Nilufer — das Land Gosen genannt. — Nach hundert Jahren hatten sich die Juden so vermehrt, daß das ihnen angewiesene Land sie nicht mehr ernähren konnte. Die egyptischen Staatsmänner, um der Vermehrung der Juden Einhalt zu thun, verfielen daher auf die Idee, alle jüdische Knäblein gleich bei der Geburt tödten zu lassen.— Und so geschah es. Deßungeachtet lesen wir, daß nach 300 Jahren die Kinder Israels bei ihrem Auszuge aus Egypten 3 Millionen zählten. (Kaum glaublich.)

Soviel ist indessen gewiß, daß die Bevölkerung

aller Länder in geometrischer Progression (2:4—8:16) wächst, während die Subsistenzmittel in arithmetischer Progression (2:4—6:8) wachsen.

Man hat berechnet, daß in unserem Nachbarstaate Holland die Bevölkerung alle 57 Jahre sich verdoppelt. Holland hat jetzt zu jeder Quadratmeile 282.30 Einwohner. Verdoppeln wir diese Zahl, — was gewiß zu Anfang des nächsten Jahrhunderts geschehen sein wird, — und der Druck der Menschheit innerhalb der Deiche Hollands wird dem des Meeres von Außen gleichkommen.

Halten wir Umschau im deutschen Reiche. Es hat, trotz der starken jährlichen Auswanderung von 200,000 Köpfen, in dem Zeitraume von 1875 bis 1880 um 2½ Millionen Menschen zugenommen. Deutschland hat nach dem letzten Census eine Bevölkerung von 201.45 Einwohner per Quadratmeile. — Wie aber wird es nach 60 Jahren in Deutschland aussehen, wenn die Bevölkerung sich verdoppelt hat?

Ist die Einwohnerzahl auf 402,90 per Quadratmeile, oder die Gesammtbevölkerung auf 100 Millionen gestiegen, dann wird man schwerlich noch genügende Ellbogenfreiheit in Deutschland haben, — man wird gezwungen sein, das ganze Deutschland in Straßen und Gassen auszulegen, und unge-

geachtet der besten Bodenkultur und Wirthschafts-gesetzgebung wird Deutschland an einer kolossalen Uebervölkerung leiden."

Da ist Rußland. — Im Jahre 1870 zählte die Bevölkerung desselben 85,570,000 Einwohner. Gegenwärtig beträgt die Bevölkerung des gesammten russischen Reiches 100,000,000. Im Laufe der 12 Jahre stieg also die Bevölkerung um 15 Millionen — ein Zuwachs, welcher für sich allein der Bevölkerung eines europäischen Staates zweiten Ranges gleichkommt.

„Nun aber hat Amerika nicht eine Quelle der Vermehrung seiner Einwohner, sondern es hat deren zwei, — die eine ist die natürliche, nämlich die der Geburten, — die andere ist die der Einwanderung. Und beide Quellen müssen nach einem verhältnißmäßig viel kürzeren Zeitraum eine Uebervölkerung heibeiführen."

„Mag sie kommen," entgegnete ich, „für das später Kommende, sagt der Amerikaner, sollen die später Kommenden sorgen. — Gegenwärtig und noch für eine lange Reihe von Jahren bleiben die „Vereinigten Staaten" das Paradies des Arbeiters und des thätigen Mannes!" — . . . .

Neuntes Kapitel.

Kasino.

Ein Professor der Philosophie. — Baron von Schlachtemeyer. — Die Späße reicher Leute finden immer Beifall. — Knechtischer Sinn der Deutschen gegen Höherstehende. — Selbsterworbenes Eigenthum erweckt unabhängige Gefühle. — Zwei interessante Schwestern. — Die Frauen.

In der Stadt O... ging ich Abends gewöhnlich in's Kasino, eine geschlossene Gesellschaft, zu welcher vielleicht gegen 100 Personen beiderlei Geschlechts gehörten. — Den ersten Abend wurde ich vom Sanitätsrath Dr. M... eingeführt. Unterwegs theilte mir der Doctor mit, daß das Kasino hohe Persönlichkeiten zu seinen Mitgliedern zähle, und daß einmal in der Woche, und zwar Donnerstags, dasselbe von den Damen der Mitglieder „belastet" werde, und heute sei gerade Donnerstag.

„Gott segne die Frauen," sagte ich, „mir ist keine zur Last. — Sie wissen ja, daß ich noch Junggeselle bin."

Der Doctor lächelte, und wir traten ein.

Die Voraussetzung des Doctors, die Damen zahlreich versammelt zu sehen, bestätigte sich.

Einige beschäftigten sich mit Sticken und Hä=keln, — andere tranken Thee, plauderten oder leg=ten die Hände in den Schooß, und beobachteten die Männer. Die Herren dagegen spielten Bil=lard, Karten und Schach, — oder unterhielten sich theils unter sich selbst, theils mit den Damen. Der Sanitätsrath machte meinen Cicerone und bestellte, nachdem er die übliche Ceremonie der Vor=stellung abgemacht hatte, zwei Flaschen Erlanger.

Wir setzten uns an einen Tisch, an welchem bereits vier andere Herren Platz genommen hatten. — Ich will hier bemerken, daß ich von meinem Sitze aus den Damenflor vollständig überblicken konnte. — Die Unterhaltung an unserem Tische drehte sich um Reichseinnahmen, Regierungsent=würfe, regierungsfeindliche Commissionen, Cultur=kampf, Materialismus, Judenhetze, — und nach=dem sich die Damen gegen 10 Uhr entfernt hat=ten, kamen Anekdoten und Zoten an die Reihe.

Am oberen Ende des Tisches saß ein Professor der Philosophie mit goldener Brille. — „Der größte Philosoph Westphalens, und folglich auch der gan=zen Welt.“

Im Gefühle seiner Würde räusperte er sich von Zeit zu Zeit mit bedeutungsvollem Nachdruck. Er sprach in tiefem Baß, bedächtig, langsam und be=

tonte jede Silbe. Hatte er seine Rede beendet, dann drehete er, wie über sich selbst entzückt, seine Wasseraugen mit wundervoller Feierlichkeit, und versuchte die Falten seines Antlitzes so zu drapiren, daß die Weisheit eines Salomons und die Gelehrsamkeit eines Solons aus dem breiten, glattrasirten Gesichte hervorstrahlen sollten.

Mir gegenüber saß ein Herr von Schlachtemeyer. — Er war das Prototip von Hochmuth. Sein Gesicht hatte den Ausdruck des gewöhnlichen Dünkels eines deutschen Angestellten oder Reichen, der satt ist im Genuß seiner Weltfeistigkeit. Alle seine Anekdoten waren den höchsten Gesellschaftskreisen entnommen. — Anekdoten, welche ich, als vom „alten Fritz" herrührend, schon vor zwanzig Jahren gehört hatte, und welche er jetzt dem Kaiser, Kronprinzen, Wrangel und anderen Generälen unterschob. Und doch wurde allemal sein fades Geschwätz von diesen gebildeten Herren, die am Tische saßen, belacht und applaudirt.

Es ist wahrlich so, daß in allen Ländern die Witzeleien hochgestellter und reicher Leute, wenn sie auch noch so fade sind, immer Beifall finden, — aber am ekelhaftesten ist dies in Deutschland der Fall. — Vor dem Reichthum beugt man sich bis

zur Erde, und vor Titeln ist man knechtisch. Namentlich benehmen sich die unteren Klassen mit einer solchen sklavischen Unterwürfigkeit und knechtischer Demuth gegen Höherstehende, wie kaum der amerikanische Neger sie seinem Master entgegenbringt. — Vor Adel, Rang und Reichthum fällt der gewöhnliche Mann in den Staub, und ist oft unfähig im Schweiße seines Angesichts in Gegenwart eines dieser Großen ein Wort hervorzubringen. . . . . . .

Selbst die einfältigsten, abgedroschenen Anekdoten dieses Herrn von Schlachtemeyer hätte ich mir noch gefallen lassen, wenn nicht sein Hochmuth und seine vornehme Geringschätzung über Alles, was von Amerika erzählt wurde, meine Abneigung gegen ihn auf die äußerste Spitze getrieben hätte.

Durch das Gesetz der Analogie oder der sogenannten Ideenassociation beschlich mich das Andenken an mehrere meiner Landsleute in Amerika, die, im Gefühle ihres aus einem oder mehreren Häusern bestehenden Reichthums, gern auf Andere minder Erfolgreiche herabblicken, oder wenn sie gar die Stellung eines Bürgermeisters oder ähnlichen Beamten errungen haben, sich verschiedenartig bemühen, in Rede und Benehmen die kolossale Bedeutung ihrer Person durchblicken zu lassen, wäh-

rend sie in Wirklichkeit von gebildeten Amerikanern belächelt werden. — Trotzdem ist es wahr, daß nichts so sehr geeignet ist, in einem Menschen das Gefühl der Unabhängigkeit zu erwecken, als selbsterworbenes Eigenthum.

Der Unterschied der Gefühle zwischen der besitzenden und der nichtshabenden Klasse ist ähnlich dem zweier sich badenden Personen. Diejenige Person, welche sich im warmen Wasser badet, hat das Gefühl einer behaglichen Wärme, — diejenige hingegen im kalten Wasser empfindet eine fröstelnde Kälte, — d. i., wer was hat, der fühlt's, und wer nichts hat, der fühlt's noch stärker! — Ich bin überzeugt, daß ein Mann, der den Uebergang von „Habenichts" zu „Habewas" durchgemacht, den Unterschied der Gefühle sogar zwangsweise wahrgenommen hat. Und als einst in Amerika ein guter Freund von mir, nachdem er sich durch schwere Arbeit, durch Fleiß und Sparsamkeit ein schönes Haus erworben hatte, des Tages zweimal über die Straße ging, um dasselbe von verschiedenen Standpunkten aus zu betrachten, und untersuchte, ob Wind und Wetter es nicht beschädigt, oder ob gar böse Buben Schreibübungen an den Wänden angestellt hätten — wunderte ich mich durchaus nicht.

Leider erfreute sich der Glückliche seines Besitzthums nur eine kurze Zeit. — Wenn er sein Haus bei jedesmaliger Besichtigung noch unbeschädigt fand, dann freute er sich und regalirte sich nachträglich mit einem „Klaren," — war das Gegentheil der Fall, d. h. fand er Kritzeleien an den Wänden, so trank er ebenfalls einen „Klaren," und zwar aus Aerger, bis endlich der Schnapps nach ein paar Jahren seine sonst so kräftige Constitution zu Grunde richtete und seinem Leben ein Ende machte.

* * *

„— Und wie hat Ihnen gestern Abend die Gesellschaft gefallen, Herr College?" frug am nächsten Morgen der Sanitätsrath bei'm Frühschoppen.

Der Leser mag nach dem, was er vorher über den Professor und den Baron von Schlachtemeyer gelesen hat, vielleicht vermuthen, daß ich auf diese Frage nicht viel Artiges erwiderte. Dem war jedoch nicht so. — Man wird sich erinnern, daß ich am Tische im Kasino einen solchen Sitz eingenommen, von welchem aus ich die Damengesellschaft überschauen konnte. — Nicht weit von mir saßen zwei in schwarz gekleidete Damen, — sie schienen über die Jahre der ersten Liebe hinweg zu sein, und doch gingen während des Abends wohl mehr

als ein Dutzend Herren zu ihnen, um sie anzusprechen, oder sich vorstellen zu lassen, während rings umher recht hübsche, junge Mädchen saßen, die man keines Blickes würdigte. — Dieses seltsame Spiel war mir ein Räthsel, und die Lösung desselben hatte während der ganzen Nacht mein Hirn in Thätigkeit erhalten — aber ohne Erfolg.

„Ich danke Ihnen, Herr Sanitätsrath,“ sagte ich, „was die Unterhaltung vom gestrigen Abend an unserem Tische anbetrifft, so war dieselbe wohl recht geistreich, indessen ich höre mitunter lieber eine schwarzwälder Orgel, als eine moderne Oper. — Im Ganzen bin ich zufrieden, und wenn Sie mir noch gütigst ein Räthsel lösen wollten, dann haben Sie mich außerordentlich verpflichtet.“

Hierauf erzählte ich meine Beobachtung, welche der Leser schon weiß.

„Die beiden Damen,“ lachte er, „welche gestern Abend Ihre Aufmerksamkeit auf sich lenkten, sind Geschwister, — Töchter eines vor einem Jahre verstorbenen Beamten. Gestern Abend waren sie zum zweiten Male seit dem Tode ihres Vaters wieder im Kasino erschienen. Sie haben sich eine Phrase eingeübt, welche sie jedem Herrn, der ihnen sein Beileid in Betreff des Ablebens ihres Vaters bezeugt, sagen. Um diese Phrase zu hören, erkundigen

sich so viele Herren nach ihrem Befinden. Dieselbe lautet:

„Ja, mein Herr, wir haben das Unglück gehabt, die Stütze unserer Familie, unseren guten Papa zu verlieren. — Doch der Himmel, der uns diese Wunde geschlagen, wird uns auch Mittel in die Hand geben, dieselbe zu heilen.'

Wenn es Ihnen Vergnügen macht — fuhr der Sanitätsrath fort — so stelle ich Sie nächsten Donnerstag den Damen vor, und Sie werden dieselbe eingelernte Rede aus dem Munde dieser Schönen vernehmen." . . . . . .

Die Schönheit und Anmuth der deutschen Frauen ist oft von Dichtern besungen worden — deutsche Ritter kämpften im Zweikampfe um Minnesold — sie erhoben die Frauen zu Idealen und Göttinnen. Und wenn man in unserem Jahrhundert nicht mehr so überschwenglich ist, wie die Ritter des Mittelalters, so werden die Frauen doch auch heutigen Tages noch verehrt und vergöttert. — Man höre nur eine Probe der Verzückung eines deutschen Schriftstellers bezüglich der Frauen:

„Mein Auge war gefesselt an den holden Gegenstand mit den kleinen Füßen und Händen, des keusch verhüllten Busens Fülle, den Marmorglanz des Nackens, des allerliebsten Stumpfnäschens, den

frischen, kußgerechten Mund, der Zähne Perlen-reihe, die pikanten Grübchen in Wangen und Kinn, in welchem der Liebesgott sein permanentes Haupt-quartier aufgeschlagen zu haben schien. Jede ihrer Bewegungen so anmuthig, jeder ihrer Blicke so zauberisch, ihr Gang so leicht und edel, ihre Hal-tung so reizend, gefällig und majestätisch wie die einer Königin, ibre Stimme so weich und klang-voll, ihr Lächeln so kindlich und froh, oder:

„Sie war eine stattliche Figur, das griechische Profil von schwarzer Lockenfülle umringelt, mit majestätischen Feueraugen, eine hohe Gestalt wie eine Königin, blendend weißer Teint, heller, lichter Blick; das reizendste Geschöpf, das jemals der Natur in ihrer muthwilligsten Laune gelungen war.“

Die Schönheit der Frauen preisen ist wohl zu-lässig. Die Menschengestalt ist eine schöne Schö-pfung, und das gebildete Auge betrachtet mit Wohlgefallen eine schöne Frauengestalt; aber solche läppische Lobpreisungen der Frauen sind einem gesunden, nüchternen Menschenverstande zuwider. — Ebenso ist es Blödsinn, sich alle Schönheit und alles Edle und Hohe in der Gestalt einer Königin verkörpert vorzustellen. Wie viele schöne Königin-nen hat es wohl gegeben?

Ich habe vielfach Gelegenheit gehabt, Frauen verschiedener Nationen beobachten zu können, — und ich muß sagen, soweit meine Beobachtungen reichen, daß das weibliche Geschlecht unter sich wenig von einander abweicht. — Unter allen Nationen findet man schöne und häßliche, dumme und gescheite, einfältige und listige, fleißige und faule Weiber, — sie haben alle ihre Fehler und Tugenden, hier sowohl als dort, — Liebe und Eitelkeit sind ihre vorherrschenden Leidenschaften. — In einem Punkte sind sie sich alle gleich: Ihres Herzens höchster Wunsch ist, das heilige Sakrament der Ehe zu empfangen, und dann in der Ehe ein genußreiches, von der Fülle äußerer Lebensgüter überschüttetes Leben zu führen. — Und haben sie die Ehe verfehlt, so hassen sie nichts so sehr, als einen alten Junggesellen, und zwar mit vollem Rechte.

Das weibliche Geschlecht muß lieben und tändeln, und wenn es keine Kinder hat, dann tändelt es mit Schooshündchen, Katzen und Vögeln.

Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß es keine brave, musterhafte Frauen giebt. Im Gegentheil — ich könnte aus eigener Anschauung Beispiele von braven, rechtschaffenen Frauen aufzählen, die selbst mit beschränkten Männern durch dick

und dünn gingen, — die, ohne zu murren, den schweren Kampf um's Dasein allein auf sich nahmen. Das Ideal, welches ihnen vor der Heirath von der Ehe vorschwebte, zerrann wie eine Seifenblase in Nichts. — Täuschungen begegneten ihnen auf Schritt und Tritt, und dennoch verzweifelten sie nicht, sondern trösteten, ermunterten und begeisterten ihre Männer, — sie schritten muthig voran und wankten nicht, bis sie sich emporgearbeitet hatten.

Manche Männer begeistern sich für Mädchen, die leicht lachen und weinen. Ein guter Freund von mir liebte ein solches Mädchen, und theilte mir seine Neigung mit. Ich erklärte ihm, daß Mädchen, die die Eigenschaft großer Empfindlichkeit besitzen, sehr sinnlicher Natur seien. Solche Eigenschaft war ihm gerade recht, — er heirathete seine Göttin. Drei Jahre nach der Hochzeit verließ sie ihn aus Gründen, welche ich hier nicht anführen will. —

Zehntes Kapitel.

Stände—Gesellschaft—Clubs.—Unterhaltung in denselben. — Furcht der Regierung vor Geistesmacht. — Die Reichen sperrt man in den Adelshof und wenn es Juden sind. — Der gesellige Umgang in Amerika.— Arbeit keine Schande; - die klarsten Köpfe findet man oft bei niedriger Arbeit.

Die Trennung der Stände ist in Deutschland auf's Aeußerste getrieben. Die Klassenunterschiede treten nicht nur durch die Verschiedenartigkeit in Kleidung hervor, sondern allenthalben gesellen sich die Standesgenossen, d. h. die Gleichgesinnten, die Gleichbegüterten und Gleichbeschäftigten zusammen. Dahin, wo Adel, Offiziere und die höchsten Beamten verkehren, kommt selten ein Kaufmann, außer es müßte ihm denn der Titel Commerzienrath dazu verhelfen. Wo Kaufleute, Haus- und Grundbesitzer dort ihr Bier trinken, sieht man keinen Handwerker, und bei Letzteren keinen Tagelöhner. Sogar Meister, Gesellen und Lehrlinge haben alle ihre eigenen Lokale, wo dieselben verkehren.

Ein gewähltes Publikum zu haben, ist wohl ein natürlicher Ehrgeiz vieler Wirthe und Restaurateure. Aber wenn ein Leipziger Wirth, um seinem Vergnügungslokale ein solches zu erwerben, eine Anzeige im „Leipziger Tageblatt“ erläßt, wodurch das ganze deutsche Volk insultirt wird, so verdient er mit Dreck beworfen zu werden.

Die Anzeige lautet wie folgt:

„Abonnements für die Sommersaison zu den offiziellen Konzerten werden nur mit Mitgliedern der kaiserlichen, königlichen und städtischen Behörden, sowie mit Personen und Familien abgeschlossen, welche die Mitgliederschaft hiesiger besserer Privatgesellschaften, deren Charakter für seine Theilnehmer eine gewisse Garantie bietet, nachweisen können.“

Ach, arme Pleißathener! Nur wer von euch Titel und Orden besitzt, der darf bei'm Schwanenwirth in seine Konzerte kommen!

So besteht jede deutsche Stadt aus mehreren solchen kleinen Festungen, die man Kasinos, Harmonien, Museen nennt.

In diesen Kasinos sitzen die Stammgäste jahraus, jahrein an derselben Stelle, und verkehren mit denselben Menschen. Die Besatzung dieser Clubs stirbt lieber aus Mangel an Unterhal-

tung, als daß sie ihre Thore öffneten für die draußen, die keine Standesgenossen sind.

Abends um fünf Uhr schon gehen die Beamten in ihren Club und bleiben daselbst bis Mitternacht sitzen. Die Unterhaltung in den Clubs ist eine fortgesetzte Tagesbeschäftigung, während welcher Jeder nur das Echo seiner eigenen Gesinnung hört. Da erfahren sie nichts Neues, da findet Jeder nur, was er soeben verlassen. Da werden keine Schwächen aufgedeckt, und keine Thorheiten angegriffen, weil Jeder fürchtet, der Eine oder der Andere könnte verletzt werden. Wo diese Standesgenossen zusammenkommen, da präsidirt die Langeweile, und die Dummheit führt das Protokoll. Durch gewählte Worte und zurückhaltendes Benehmen sucht Jeder seine persönliche Wichtigkeit fühlbar zu machen. Jeder hält sich für den Gescheitesten und Klügsten. Alle kommen und gehen mit steifer Haltung und eingewickelter Miene.

Hier und da findet sich wohl ein oberförsterlicher Humorist darunter, der das Zwerchfell der Gesellschaft ein wenig erschüttert, das ist aber auch die einzige Abwechselung.

Das gesellige Leben in Deutschland ist gleich einem Gemüse-Markt, wo jede Frucht, vom Blumenkohl bis zur Kartoffel herunter, hübsch von

einander abgesondert, aufgestellt ist. Nun aber ist es mit den geselligen Stoffen, wie mit den chemischen, wenn zwei vereinigt werden, bilden sie einen dritten neuen Stoff. Aber eben dieses unbekannte Dritte fürchtet man in Deutschland, wie den Bösen, und sucht seine Entstehung zu verhindern. Deswegen die Absonderung der Stände. Die Regierung ist besonders besorgt und bemüht, dem Bürgerstande jede Kraft, selbst den Reichthum und seinen Einfluß zu entziehen, damit das Volk um so leichter zu handhaben ist. Und hat sich Einer aus dem Volke durch eigene Geisteskraft emporgeschafft, — was selten noch der Fall ist, — und sich Reichthum und Einfluß errungen, so wird er in den Adelshof gesperrt, um ihn von der Volksstadt abzusondern.

Man giebt ihm Titel und Orden, ja man adelt sogar die niedergehaltenen Juden und macht sie zu Freiherrn, sobald sie einen gewissen Reichthum erlangt haben,

Auf meiner Reise nach M... blieb ich einen Tag und eine Nacht in dem Städtchen B... im Gasthof zum „Blauen Löwen." Am Abende führte mich der Wirth in den „Harmonie"-Club, wo übermenschlich viel geraucht wurde — der Harmonie wegen, wahrscheinlich? —



In den Adelsstand erhobene Juden.

Die versammelten Mitglieder waren neugierig Einiges über den geselligen Umgang in Amerika zu erfahren.

„Der gesellige Umgang in Amerika, meine Herren,“ begann ich, „ist demokratisch. Die Gesellschaft ist bei uns vermischt. In einem Glase sieht man fast alle Bestandtheile der bürgerlichen Gesellschaft vereinigt. Der Reiche und der Arme, der Gebildete und der Unwissende, der Arzt, der Richter, der Handwerker und der Tagelöhner, sie alle sieht

man oft nach den Mühen des Tages in angenehmer Unterhaltung an einem Tische sitzen. Das zieht sich an, stößt sich ab, gährt und schäumt, bis Jeder von seiner Natur etwas abgelassen, und von der fremden etwas angenommen hat, und doch seinen Platz nach seinem eigenen individuellen Werth einnimmt. — Man kann die Gesellschaft in Amerika füglich mit den Schillingen Yöriks aus König Williams Zeit vergleichen. Wenn sie auch eben nicht durch Scheuern und Reiben an einander, bald in dieser, bald in jener Leute Taschen, glatt abgewetzt worden sind, wie Glas, so sind sie doch gewissermaßen einander ähnlich geworden. Das scharfe Gepräge ist verwischt, und doch erkennt jeder auf den ersten Blick den Schilling.

Wir kennen keine Standespersonen nach deutscher Anschauung, wir haben keine Reichs-, Geheim-, Commerzien- und Hofräthe; wir besitzen keine Titel und Orden, bei uns giebt es keinen Geburtsadel; — aber, wir haben Köpfe, d. h. Männer, von denen jeder so viel gilt, als er werth ist; und oft findet man die klarsten Köpfe bei niedriger Arbeit, denn Arbeit ist in Amerika keine Schande. Es ist Jedem erlaubt, nach seiner eigenen, ihm am Besten zusagenden Weise seine Existenzmittel zu erringen. Niemand

scheut sich vor Arbeiten, die ihn in Deutschland herabsetzen würden; Jeder sieht, wie er es treibt, und treibt, was ihn nährt. Niemand wird über die Achsel angesehen, wenn er zu niedriger Arbeit seine Zuflucht nehmen muß. Er wird von denen, die mit ihm auf gleicher Bildungsstufe stehen, und vielleicht einflußreiche Stellungen einnehmen, stets auf's freundlichste behandelt werden, und wird bei der Aufnahme in irgend welche Gesellschaft nie Schwierigkeiten finden. —

Hierin liegt auch der Grund, daß die meisten Erfindungen, welche während der letzten 50 Jahre zum Wohle und zur Bequemlichkeit der Menschen gemacht worden sind, aus Amerika kommen. Für Alles hat der Amerikaner Maschinen erfunden, beinahe für jede von Menschenhänden vollbrachte Arbeit ist ein Präparat patentirt worden."

Elftes Kapitel.

Adel.

In Deutschland theilt sich die Gesellschaft hauptsächlich in „Adelige“ und „Bürgerliche.“ Unter den Adeligen steht ein regierender Fürst obenan.



Der Kaiser auf dem Thron.

Der Kaiser ist dort das höchste menschliche Ideal — er spielt die Rolle einer „vierten

Person" in der Gottheit. Der hohe und niedere Adel sind seine Engel, Erzengel, Cherubinen und Seraphinen, die den Thron umgeben. Des Kaisers Machtstellung hat mit dem Wunsche und dem Willen des Volkes nichts zu thun, — er ist von „Gottes Gnaden," und der sterbliche Finger, der sein gesalbtes Haupt berührt, ist des Todes.

Der deutsche Adel ist eine Schöpfung der frühesten Zeit des Mittelalters. Die ächten und wahren Ahnen der alten Adelsgeschlechter waren Hirten, Jäger, Fischer und Bauern, auch stammen einige von Armeelieferanten, Handelsjuden und Krämern ab. Viele dieser stolzen Herren können sich jedoch einer solch einfachen, ehrlichen Abstammung nicht rühmen, denn sie können ihren adeligen Stammbaum nur auf die demoralisirende Maitressenwirthschaft irgend eines fürstlichen Lüstlings zurückführen. Die Geschichte führt viele solche Beispiele an. Man legitimirte, wie das galante Haus Bourbon es that, die Kinder, aber nicht die Mutter.

Der deutsche Adelige dünkt sich ein kostbares Gefäß in der Oekonomie der Welt, und meint, die adelige Abstammung sei schon ein genügsamer Beweis dafür, daß er aus besserem Stoffe gemacht ist, als der Nichtadelige. Er bildet sich ein, die Welt sei nur seinetwegen da, und bezieht Alles,

wie Don Quixote, auf die irrende Ritterschaft. Er ist anmaßend, stolz und hochmüthig, und durch ein gespreiztes Wesen und steife Haltung sucht er sich von den durch Zufall minder begünstigten Bürgerlichen zu unterscheiden. Alles Bürgerliche behandelt er mit vornehmer Geringschätzung. Seinen Werth bemißt er, wie gesagt, nicht nach seiner eigenen Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit, sondern nach den drei Buchstaben „von" und seinen Ahnen. Wer auf eine lange Reihe von Ahnen zurückweisen kann, der ist der Mann, der besser ist, als alle Anderen; denn er ist vom „alten Adel." Je mehr Ahnen, desto edler ist sein Geschlecht und desto größer sein Dünkel. —

Wunderbar und lächerlich klingt es, und doch ist es wahr, daß die „drei Buchstaben" des Wörtchens „von" einen Werthmesser der Gesellschaft bilden. „Drei Buchstaben" und der Mensch ist aus besserem Stoffe gemacht! — Das glauben die Adeligen, und leider auch die Anderen! Wie erbärmlich, klein und — kindisch! —

Wer in Deutschland möchte nicht von Adel sein, und das in der deutschen Gesellschaft Wunder wirkende Wörtchen „von" vor seinem Namen haben?

So ist es ganz natürlich, daß Stern und Or-

den, Titel und Würden für den Deutschen das Höchste sind, was sich auf Erden anstreben läßt.



Der Kaiser spielt die Rolle einer vierten Person in der Gottheit.

Ein Bändchen im Knopfloch, ein Stern auf der Brust, das ist für den loyalen, wohlgesitteten k. k. Deutschen der Inbegriff aller Glückseligkeit, das höchste Ziel seines Ehrgeizes.

Herkommen, Titel und Orden ist das Steckenpferd der Nation. Mit Vorliebe reitet auch der Deutsche sein Steckenpferd in fremden Ländern, z. B. in Amerika.

„Er ist ein Prinz! Er ist von Adel!“ hat einen zauberischen Klang. Ein aristokratisches Perfüm imponirt immer! Viele deutsche Bürgerliche sind, wenn sie nach Amerika kommen, von Adel, oder geben doch gelegentlich zu verstehen, daß sie Abkömmlinge von nobler Familie sind. Oft hat es mich amüsirt, wenn ich in Amerika so einem erbeliebigen Deutschen sagte:

„Ich kenne eine adelige Familie in Deutschland, die Ihren Namen trägt,“ und fast immer die Antwort erhielt:

„Ja, das sind meine Verwandten! *)

---

*) Der sarkastische Präsident A. Lincoln hat wohl am Trefflichsten den deutschen Adelsdünkel persiflirt. Während des amerikanischen Bürgerkrieges ersuchte ein Deutscher den Präsidenten um ein Offiziers-Patent. Und um sich dem Präsidenten gegenüber in ein glänzendes Licht zu stellen, sagte der Bittsteller:

Der lächerliche Herkunftsdünkel wurzelt tief im deutschen Volke. Selbst den aristokratischen Freiherrn von Göthe entzückte es, als ihn, da er noch ein Knabe war, ein Gassenbube „Bastard“ schimpfte. Er schwärmte mit der Phantasie des zukünftigen Dichters, wessen Prinzen Sohn er wohl sein möchte! Später jedoch erinnerte er sich, daß er der Enkel eines Schultheißen sei, der bei der Kaiserkrönung Kammerdienste thun durfte. Immerhin doch etwas in Bezug auf Herkunft!

Gelehrte Männer, Heroen der Wissenschaft, von denen man etwas Besseres erwarten sollte, geberden sich wie Pfauhähne, wenn ihnen die allerhöchsten Herrschaften gnädigst einen bunten Seidenfetzen in's Knopfloch, oder ein glitzerndes Sternchen auf die Brust hängen. — Und doch lacht man in Deutschland über die Indianer, Hottentotten und Kaffern, die sich mit schimmernden Blechstücken, Muscheln und Glasperlen behängen; während der deutsche Kronprinz ebenso mit 54 Blechstücken, genannt Orden, spielt, und der Großstallmeister des deutschen Reiches mit 40 Orden behangen ist. —

„Herr Präsident, ich bin von altem Adel.“

„O, das thut nichts,“ antwortete dieser sarkastisch, „es wird Ihnen in Ihrem Fortkommen nicht hinderlich sein.“

Edle und Ritter sind diese Adeligen, aber nur mit „drei Buchstaben“ vor ihrem Namen, in geistiger Beziehung oft traurige Ritter, alles Andere, nur keine Ritter des Geistes. Ihr Haupttalent ist Schulden machen. Sagt man nicht sprichwörtlich:

„Der Kerl hat Schulden wie ein preußischer Major!“

Sie verstehen nicht einmal das zusammruzuhalten, was ihre Ahnen vor Jahrhunderten auf „irgend eine Weise“ erworben haben. Aber Ritter und ritterlich bleibt das stolze Geschlecht dennoch. Vor Jahrhunderten Raubritter, jetzt — Industrieritter. In den letzten 20 Jahren haben die Zeitungen über eine Unzahl solcher Ritter Auskunft gegeben. — Solche Ritter waren es, welche im Jahre 1859, obwohl sie in österreichischen Diensten standen und Generalstressen trugen, die französische Armee mit Vieh versorgten, welches das Volk Oesterreichs für seine Truppen gekauft hatte.

Wer über diese Sorte Ritter gründlich Auskunft haben will, der studire die Gerichte über die Verhandlungen in den Polizeigerichten in Berlin und Wien.

Die Theilung, oder besser gesagt Abschächtelung

der Gesellschaft in adelige und bürgerliche Klassen wird von der deutschen Regierung auf's Peinlichste aufrecht erhalten. In dem Adel erblickt sie eine Stütze des Thrones, daher sind auch fast sämmtliche höhere Beamtenstellen mit Adeligen besetzt, und das Offizierscorps besteht fast ausschließlich aus Adeligen. — Die Adeligen als Stütze des Thrones, müssen die Bürgerlichen niederhalten. Und wenn sich, trotz aller Schwierigkeiten, ein Bürgerlicher emporschwingt, Stellung und Einfluß erlangt hat, dann sorgt die „allerhöchste Herrschaft" dafür, daß er von der Volksstadt abgesondert und in den Adelshof gesperrt wird. Man hängt ihm das Wörtchen „von" vor seinen Namen; denn diese „drei Buchstaben" üben eine magische Wirkung auf den k. k. Deutschen. Durch dieses „von" ist er total umgewandelt, ein anderer, besserer Mensch geworden, und für die Gesellschaftskreise, in denen er bisher verkehrte, ist er todt.

Die Juden Rothschild und Bleichröder waren steinreich, und konnten auch hie und da aushelfen. — Solche Leute durfte man nicht unter den Bürgerlichen lassen, sie mußten zu Stützen des Thrones werden. Man machte die verhaßten Juden zu Freiherrn, und mit einem Schlage war ihr rothes Blut in blaues umgewandelt. Weg von



Villa des jüdischen Bankiers Baron von Bleichröder.

der Canaille waren die Geldmänner und loyal geworden im vollsten Sinne des Wortes.

* * *

Bei den meisten Familien und Geschlechtern dreht sich das Rad des Glücks, aber auch das Rad der Begabung. Sehr oft steht ein Geschlecht jetzt darin unten, worin es früher, vor Jahrhunderten, oben gestanden hat. — Bei meinem Besuche in Deutschland machte ich die Bekanntschaft eines adeligen Herrn; derselbe war ein erbärmlicher Zwerg an Geist und Körper, mit kleinem Kopfe, eingedrückter Nase und breitem Munde. Der Stammvater seines Geschlechts, so erzählte er, war vor 300 Jahren ein außerordentlich starker und kühner Ritter gewesen, der für's Vaterland mit großer Treue und Tapferkeit gefochten habe. — Als ich das erste Mal mit diesem Herrn Baron zusammentraf, versuchte er mich bürgerlichen Amerikaner vornehm zu fixiren, und seine „Standesüberlegenheit" mir gegenüber zur Geltung zu bringen. Ich hielt seinen blinzelnden Blick ruhig aus, und heftete dafür einen Blick auf ihn, mit welchem man auf Thiere, Hunde und Katzen herabzuschauen pflegt. — Ein Mann, der an Geist und Körper gesund und einen unbescholtenen Charakter besitzt, fürchtet keinen Gegner. Wenn mir ein König in

die Augen schauete, ich würde die Augen nicht niederschlagen. Ein König ist eben auch nur ein Mensch. Um so weniger konnte mir dieser häßliche Wechselbalg mit seinem Adelsstolz imponiren. Die Pygmäe merkte schließlich etwas, und geberdete sich später nicht mehr in so lächerlicher Weise, wie vorher. — Für einen freien Amerikaner sind diese aufgeblasenen deutschen Adelsmenschen widerliche Erscheinungen.

Aber der Adel hat, neben einer Masse von ungebildeten, hohlköpfigen Tröpfen, auch viele tüchtige, geistreiche, schöne Männer, die man mit Bewunderung betrachtet. — Das ist auch kein Wunder, denn als bevorzugte Klasse genießen sie eine zehnmal bessere Erziehung, als die Anderen. —

Zwölftes Kapitel.

Deutsch-Amerikaner in Deutschland. — Die Stammkneipe. — Eine Stadt gemüthlicher Bürger.

Nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt in O... nahm ich Abschied von den vielen mir liebgewordenen Freunden, und fuhr Morgens in aller Frühe mit der Eisenbahn nach G... In dem Coupee, welches mir angewiesen wurde, befanden sich zwei Damen. Ich setzte mich, wie weiland Alexander von Humboldt, bescheiden in eine Ecke. Da ich in vorhergehender Nacht wenig geschlafen hatte, machte ich es mir bequem, und versuchte, nachdem ich mich, so gut es ging, in meinen Ueberrock eingewickelt hatte, das Versäumte nachzuholen. Jedoch ohne Erfolg. — Es erschien noch ein vierter Reisender auf der Bildfläche, der, wie es schien, ausgestiegen war, um Erfrischung zu nehmen. Er setzte sich in die Ecke mir gegenüber, und murmelte halblaut vor sich hin: "Dam'd such a beer!"

Obgleich ich that, als ob ich ihn nicht beobach-

tete, hielt er es dennoch für thunlich, mit mir ein Gespräch anzuzetteln.

Er erzählte mir, daß er ein Amerikaner und von Chicago sei, woselbst er eine Wirthschaft besitze, was ich ihm, nach seinem fetten Gesichte zu schließen, auch auf's Wort glaubte. Ich war nicht nach Deutschland gekommen, um Deutsch-Amerikaner kennen zu lernen, — denn ich kann das Vergnügen ihres Umganges zum Ueberfluß in Amerika genießen—und gab ihm daher auf seine Fragen recht schläfrige und kurze Antworten. Er ließ sich aber nicht abhalten, immer von Neuem wieder mit mir anzubinden, und so führten wir während einer Stunde doch viele „schöne Gespräche" mit einander, die mir aber wegen Schwäche des Gedächtnisses abhanden gekommen sind. Der Leser verliert dabei jedoch nichts.

Viele Deutsch-Amerikaner stehen bei der gebildeten Klasse in Deutschland in keinem guten Rufe. Sie betragen sich oft in einer Weise, die geradezu widerlich ist. Um ihren alten Freunden und Bekannten in Deutschland zu beweisen, daß sie in Amerika zu Etwas gekommen sind, zeigen sie bei jeder Gelegenheit viel Geld, tractiren in Kneipen, werfen mit englischen Brocken um sich, fluchen in englischer Sprache, schimpfen auf deutsche Sitten

und Gewohnheiten, pochen auf ihr amerikanisches Bürgerrecht — worauf freilich Jedermann stolz sein darf — und machen im betrunkenen Zustande Skandal auf der Straße, kurz: sie benehmen sich in einer Weise, welche sie in den Augen der anständigen Bürger verächtlich macht.

Mein erster Besuch nach meiner Ankunft in G... galt Herrn B..., einem langjährigen Freunde von mir. Er war noch derselbe herzliche, urgemüthliche Kamerad, und empfing mich mit rührender Herzlichkeit.

Das Wiedersehen wurde bei einer Flasche Bordeaux gefeiert. Den Abend besuchte ich die alte, bekannte Stammkneipe. Am oberen Ende des langen Stammtisches saß, den Rücken der Thüre zugekehrt, ein alter, grauköpfiger Herr mit langem, weißem Barte. Ich trat unbemerkt auf ihn zu, und umfaßte mit meiner rechten Hand seinen weißen Bart. Er drehete rasch den Kopf, sah mich ob solch' unerhörter Frechheit, wie ehemals der römische Senator M. Papirius den gallischen Krieger, mit blitzenden Augen an. In demselben Augenblicke citirte ich:

„Von Zeit zu Zeit sieht man doch den Alten gern!“

und ließ den Bart fahren. Sein Gesicht hei-

terte sich auf, — er hatte mich auf der Stelle erkannt, — stand auf, reichte mir die Hand:

„Und hütet sich mit ihm zu brechen,“ erwiderte er in tiefem Baß.

Dieser Herr, ein Bruder des Ministers am Hofe des Fürsten von O. . ., war mir vor zwanzig Jahren ein treuer Freund und Rathgeber, den ich schätzte und achtete, und jetzt war mir sein graues Haupt und weißer Bart eine ehrwürdige Erscheinung. Ich zähle die Stunden, welche ich vor zwanzig Jahren in seinem gastlichen Hause in seiner und in Gesellschaft seiner liebenswürdigen Gemahlin verbrachte, zu den angenehmsten meiner Jugenderinnerung. Er selbst war ein gesuchter Gesellschafter, voll heiteren Humors und zuvorkommender Freundlichkeit. Er sprach leicht und erschöpfend über jeden Gegenstand, und entwickelte mitunter Detailkenntnisse über Dinge, die einem Fachmanne Ehre gemacht hätten.

Unter den Stammgästen befanden sich viele alte Bekannte, graue Häupter, die mir mit großer Herzlichkeit und Ungezwungenheit entgegen kamen. Ich fühlte mich heimisch bei diesen lieben Menschen. Uebrigens in dieser Stadt gemüthlicher Bürger braucht selbst der Fremde kein Fremder zu bleiben. Die Leute kommen ihm mit vollem Herzen entgegen. Setzt man sich an einen Tisch, so laden

die Stammgäste uns ein, bei ihnen Platz zu nehmen. Man frägt, woher man gekommen? — Was unser Geschäft sei? Wie lange man zu bleiben gedenkt? u. s. w. Man wird zu Tisch in ihre Häuser, sowie zu Parthien und sonstige Unterhaltungen eingeladen.

Dreizehntes Kapitel.

Selbstmord.

Längere Zeit vor meiner Ankunft in G. . . hatte sich daselbst ein angesehener Bürger an einem unmittelbar vor der Thüre des Pfarrers stehenden Apfelbaum erhängt. Dieses erschütternde Ereigniß hatte die ganze Stadt und Umgegend in die größte Aufregung versetzt, und jetzt noch, lange nachher, wurde viel darüber gesprochen, vernünftelt und gemuthmaßt. Man klagte die Gewinnsucht, Habsucht und Genußsucht an, man tadelte den schlechten Lebenswandel, die Trägheit, Verschwendung und Verführung. Besonders war es der Herr Pastor, der das Ereigniß nicht in Vergessenheit kommen ließ; fast jeden Sonntag ließ er von der Kanzel herab alle Selbstmörder geraden Wegs in die Hölle spazieren. Er hegte nicht die liberale Gesinnung des humoristischen Atheners Timon. Dieser besaß einen Feigenbaum, an dem sich mehrere Griechen gehängt hatten. Eines Tages bestieg er in einer Volksversammlung die Bühne und rief:

„Athener! Mehrere haben sich schon an meinem Feigenbaume aufgehängt; — ich muß ihn umhauen, wer sich also hängen will, eile!"

In Deutschland erklärt die große Masse den Selbstmord für eine freie Handlung, und verdammt ihn schonungslos. — Fern sei es von mir, dem Selbstmorde das Wort zu reden; im Gegentheile ich möchte alle meine Mitmenschen glücklich sehen, damit Selbstmord ein unbekanntes Ding sein würde, aber wenn man bedenkt, wie fürchterlich es sein muß, den Abgrund der Hülflosigkeit, Verlassenheit und Armuth vor sich zu sehen, und keine Hoffnung auf Hülfe, und wenn man ferner bedenkt, daß in dem Augenblicke, wo der Selbstmörder Hand an sich legt, er sich im Stadium der höchsten Verzweiflung befindet, — daß somit immer eine Geistesstörung der That vorhergegangen ist; so kann man nicht anders, als solche unglückliche Menschen zu bemitleiden.

Vor zwei Jahren stand ich bei der Leiche eines deutsch-amerikanischen Advokaten, der sich erschossen hatte. Auf seinem Tische lag ein Brief, welcher mit folgenden Worten schloß:

„Hier sitze ich nun wieder auf meiner einsamen Office, — versuche zu denken, — kann nicht, — durch Alter geschwächt, — geistesschwach, — kein

Geschäft! — kein Einkommen, — keinen Freund, — keine Aussichten auf Hülfe. — Eine Last für mich, für meine Familie — für Alle! — Meine Schuld! meine Schuld! Fürchterlich! — Dumpf in meinem Kopfe, wie in einem Gefängniß — Luft! Luft!"

Wer kann diese herzzerreißende Klage lesen, ohne sich den grauenhaften Seelenschmerz, der diesen armen Mann folterte, vorzustellen. — Auch giebt es Menschen, denen in diesem Leben nie ein Glück beschieden war, Menschen, die ein elendes, kümmerliches, von körperlichen Gebrechen heimgesuchtes Dasein dahinschleppen. Sie mögen sich wegsehnen aus einer Welt, wo sie nichts als Trübsal gefunden haben.

George Primrose klagt:

„Ich sah mich für eines jener gemeinen Dinge an, welche die Natur für die Polterkammer bestimmt hat, um dort in Vergessenheit zu Grunde zu gehen."

Viele meiner Leser werden sich noch eines kleinen, verkrüppelten Knaben erinnern, der an der Ecke der Vierten und Vine Straße in Cincinnati Zeitungen verkaufte. Tag für Tag saß er dort, in gutem und schlechtem Wetter mit dem geduldigen Blicke, der dieser Klasse von Leuten eigen ist. Neben ihm lagen seine kleinen, schwarzen Krücken.



Neben ihm lagen seine kleinen, schwarzen Krücken.

Er war ein Bild der Armuth und Hülflosigkeit. Tausende von gesunden, reichen Leuten gingen täglich vorüber, ohne den armen, bleichen Knaben auch nur eines Blickes zu würdigen, geschweige denn zu verstehn. Oft, wenn ich eine Zeitung von ihm kaufte, sprangen noch andere große Bengel herbei, um ihm, gleich Spatzen, den kleinen Bissen vor dem Munde wegzuschnappen. Eines Tages fehlte er, — krank wahrscheinlich? Nein, — er kehrte nie wieder! — Einige Tage später fand man seine Leiche in den trüben Fluthen des Ohio Flusses.

Des Kampfes um sein elendes Dasein müde,— der Geringschätzung und Mißachtung seiner Person überdrüssig, hatte er — mit sich selbst zerfallen — seinem Leben, das für ihn eine Bürde war, durch einen Sprung von der Ohio Brücke ein Ende gemacht. —

Im Menschen wohnt ein ewiges Streben nach Genuß und Glück, und fehlgeschlagene Erwartungen schmerzen. — In diesem Streben nach Genuß und Glück, und in dem Kampfe um's Dasein begegnen uns Schwierigkeiten auf allen Wegen. Jeder seufzt unter seiner Last, — und gar manche Leute, die es am Besten zu haben scheinen, tragen eine geheime Bürde, die kein Bettler mit seiner

Fingerspitze berühren möchte. — Wer von uns hat nicht trübe Stunden durchzumachen gehabt? Aber wenn sie kommen, dann erinnere man sich, daß sich die dunkelste Stunde gerade vor Anbruch des Tages einstellt, und richte den Blick auf eine bessere Zukunft. Man bedenke, daß unser Loos, verglichen mit dem vieler Anderer, immer noch erträglich ist. —

Der weise Saadi fand nirgends des Glückes vollkommenste Gunst, — weder im Glanze der Thronen, noch in armer Hütten Dunst. Er selbst trauerte einmal über Mangel an Schuhen — sah einen Mann ohne Füße, und erheiterte sich. Confutse erreichte bei Reis und Wasser zufrieden ein hohes Alter.

Diogenes *) rief in seiner Tonne, als eine Maus von seinem Brode fraß:

„Ich bin reich, ich habe Schmarotzer!"

Nur den Muth nicht sinken lassen, wenn uns

---

*) Dieser Philosoph Diogenes, — dessen Weisheit in hohen und niederen Schulen uns so sehr gepriesen wird,— war in vielen Stücken ein Narr. Einst sah er einen Knaben in Ermangelung eines Gefäßes Wasser aus der hohlen Hand trinken. Diogenes verzichtete von da an auf den übertriebenen Luxus einer Trinkschale, warf die Seinige weg, und machte es wie der Knabe.

auch niederschlagende Stimmungen befallen, — wenn auch unsere Aussichten sich trüben, und die Nebel in der Gedankenwelt sich mehren, nach Regen folgt Sonnenschein, denn:

„Es regnet so lange es regnen mag,
Es regnet seinen Lauf,
Und wenn's genug geregnet hat,
So hört's von selbsten auf."

Vierzehntes Kapitel.

Eine gemüthliche Schenke. — Der deutsche Dorf-Tyrann. — Eine harmlose Paukerei. — Gifte in unseren Genußmitteln. — Und ihre Wirkung.

Was mich sonst noch in G... anzog, war eine, außerhalb der Stadt an der Landstraße gelegene Schenke, wo allerlei Volk, Reisende, Bauern, Bürger und Handwerker verkehrten, alles bunt durcheinander, beinahe so, wie bei uns in Amerika. An einem Abend, von meinen Ausflügen heimkehrend, hörte ich in dieser Schenke Gesang und Lärm, was mich bewog, hinein zu gehen. Es waren Bauern und Arbeiter, die sich nach den Mühen des Tages einen vergnügten Abend machten. Ich verbrachte einige herzlich frohe Stunden unter diesen, wenn auch derben, doch harmlosen, wohlmeinenden Menschen. Allein wer trat um 9 Uhr mit hoher Pickelhaube auf dem Kopfe und langem Schleppsäbel bewaffnet rasselnd in die Stube und gebot mit barscher Stimme und zorniger Miene Feierabend? Ein Gensdarm.

Diese Polizeischergen sind zum großen Theile aus der Hefe des Volkes entnommen und bleiben selten länger, als wenige Monate in ein und demselben Orte stationirt, damit sie nicht allzusehr mit der Bevölkerung bekannt werden. Die meisten sind niedrig denkende Kreaturen, denen es ein Vergnügen macht, den Bürger und Landmann drangsaliren zu können, anderseits haben sie auch Aussichten auf Promotion, wenn sie recht viele Straffälle anmelden. Das hochmüthige Gebahren dieser Kerle, wenn ich sie in blanker Pickelhaube, mit langem Schleppsäbel, Pistole im Gürtel bewaffnet und mit weitem, grauem Mantel angethan daher stolzieren sah, erfüllte mich mit Ekel. Man begreift nicht, wie sich die Bürger das freche, barsche Benehmen dieser Landsknechte gefallen lassen können. — Abends zwischen 9 und 10 Uhr macht so ein Wächter des Gesetzes die Runde im Dorfe und gebietet Feierabend in allen Schenken und Wirthschaften; selbst in Lokalen, wo nichts getrunken wird, sondern wo der Bürger ruhig seine Pfeife raucht, wird ihm bedeutet, sofort das Lokal zu verlassen und nach Hause zu gehen.

Im Unterlassungsfalle notirt der Gensdarm, wenn er zum zweiten Male kommt, die Namen der Ungehorsamen, und Wirth und Gäste werden vor

den Amtsrichter citirt, um von diesem zu Strafen verurtheilt zu werden. In der Regel gehen die Leute schweigend nach Hause, denn nicht einmal unbeschränkte Brummfreiheit ist ihnen gestattet.

Bemerkenswerth ist, daß die Lokale in Städten, wo die höhere Gesellschaft sich versammelt, von keinem Polizeidiener belästigt werden, wenn auch die Sitzung der Gäste bis zum nächsten Morgen dauert.

Ferner hat die Polizei darauf zu achten, daß die Jagdgesetze nicht übertreten werden. Während meiner Anwesenheit hatte ein achtjähriger Knabe heimlich einen Fisch in dem am Dorfe vorbeifließenden Flusse gefangen. Der Gensdarm hatte es erfahren, den Knaben angezeigt und der Vater desselben mußte 15 Mark Strafe bezahlen. Ein Bauer ging mit der Sense ins Feld und hatte vernachlässigt, die Spitze derselben vorschriftsmäßig mit Stroh zu umwickeln. Zufällig begegnete ihm der Dorf-Tyrann, und die Folge war 5 Mark Strafe.

* * *

Als ich das nächste Mal die vorerwähnte Schenke besuchte, traf ich dort eine Anzahl Leute, die vom Jahrmarkte heimkehrten; unter ihnen denselben „Staub- und Aschenmenschen“, den ich,

wie der Leser sich erinnern wird, vor einigen Wochen in einer anderen Schenke innerhalb einer halben Stunde 12 Glas Schnapps trinken sah. — Er war heute in übermäßig lustiger Laune, umarmte Alle und trank mit Jedem. Diesmal trank er nicht sein Glas bis auf die Hälfte aus, und stellte auch nicht die Frage:

„Was ist der Mensch?“

sondern er leerte dasselbe jedesmal auf einen Zug.

Ein neuer Gast trat herein; es war ein junger Schulmeister aus einem Nachbarorte. Der stiere, nichtssagende Blick seiner wässerigen Augen ließ erkennen, daß er schon halb betrunken war. — Er setzte sich zur Hälfte auf den Rand eines unbesetzten Tisches. Sein linker Fuß ruhete auf dem Boden, und während er das rechte Bein um das linke schlang, stützte er sich mit beiden Händen auf seinem Regenschirme. Er schien der Gesellschaft wohl bekannt zu sein, denn nachdem der Wirth ihm einen „Klaren“ gebracht hatte, stimmten Alle an:

„Der Herr W... und der soll leben“ u. s. w. Darauf setzte sich die Gesellschaft um einen Tisch und die Gläser wurden von Neuem gefüllt. Bald darauf entstand ein Disput zwischen dem Schulmeister und dem „Aschenmenschen“. Die beiden saßen sich gegenüber. Der Schulmeister mußte bis-

sige Worte abgeschossen haben, die den Schnäppsler verwundet zu haben schienen. — Dieser fuchtelte mit seinem Taschentuche in der Luft herum, nach rechts, nach links, — in die Höhe, — über den Tisch herüber, dem Lehrer gerade unter die Nase, der es verächtlich von sich schlug. — Plötzlich standen alle auf und im Nu hatten sich die Beiden am Kragen; sie waren aber so betrunken, daß sie sich gegenseitig nicht fest halten konnten und fielen der Länge nach auf den Boden. Der Pädagoge kam auf den Rücken zu liegen und zappelbeinte, wie ein angeschossener Hase. Der Aschenmensch fiel auf den Bauch. Auf dem Boden liegend, hatten sie sich verloren, und tasteten mit den Händen suchend um sich. Als sie sich nicht finden konnten, blieben sie, des Harms vergessend, ruhig liegen. Der Eseltreiber stieß noch einige unverständliche, lallende Töne hervor und war daran einzuschlafen, was aber der Wirth verhinderte, indem er ihn mit Hülfe eines Anderen aufhob und auf einen Stuhl setzte, wo er, mit Kopf und Armen auf dem Tische ruhend, einschlief. Unterdessen hatten Andere den jungen Schulmonarchen aufgehoben und an einen Tisch gesetzt.

Shakespeare hat recht, wenn er einen Betrunkenen mit einem Narren, einem Tollen und einem

Ertrunkenen vergleicht. Ein Trunk über die Hitze macht zum Narren, der zweite macht toll und der dritte ersäuft ihn.

Der übermäßige Genuß des Branteweins hat in Norddeutschland schon manches Opfer gefordert. Ich sah Männer im besten Mannesalter, abgemagert, mit gelber Gesichtsfarbe und hohlen Augen, hustend und keuchend dahinschleichen.

Das Nationalgetränk in Norddeutschland ist Roggenbrantewein. Das Bier ist — mit wenigen Ausnahmen — eine ungenießbare Brühe.

Hier bietet sich mir eine passende Gelegenheit, diesem Kapitel einen Auszug aus einem Artikel beizufügen, den ich vor mehreren Jahren für den „Cincinnati Volksfreund" schrieb:

„Die Gifte in unseren Genußmitteln"

betitelt.

„....... Es ist interessant die Wirkung des Alkohol-Giftes im menschlichen Organismus zu beobachten. Vielleicht hat der Eine oder der Andere sie selbst empfunden, oder doch gewiß einen Betrunkenen gesehen.

„Die Augenmuskeln versagen zuerst ihren Dienst. Eine eigenthümliche Empfindung von Druck und Schwere legt sich auf die Augenlieder. Der Vergiftete kann keinen Gegenstand mehr fest ins Auge

fassen, er kann nicht den Blick fixiren, sieht alle Gegenstände doppelt, oder der Blick stiert ins Leere. Zu gleicher Zeit beginnt auch der Gehörsinn seine Thätigkeit einzustellen. Der Zecher hört noch die Worte an sein Ohr schallen, er ist aber unfähig sie zu fassen und zu verstehn. Worte sind für ihn nur noch ein Geräusch, bis sich auch dieses nach und nach in ein fernes Gemurmel auflöst und dann gänzlich verschwindet.

Ebenfalls hat das Hautgefühl angefangen seinen Dienst aufzukündigen. Ein mitleidiger Freund bemüht sich vergebens, den Betrunkenen durch Rütteln, Schütteln und Anschreien wieder zum Bewußtsein zu bringen; alles umsonst! Das Auge ist geschlossen—der Kopf sinkt entweder wie eine reife Kornähre auf die Brust herab oder schnappt gleich einem zerbrochenen Nußknacker nach rückwärts.

Aller Gebrauch der willkührlichen Muskeln hat aufgehört, auch Geschmack und Geruch haben aufgehört thätig zu sein; der Betrunkene ist aller seiner Sinne baar. Und würde man nicht einen langsamen Pulsschlag des Herzens fühlen, so würde man glauben, der Unglückliche sei todt.

Dieser unnatürlichen Anspannung der Nerven folgt, nachdem der Rausch ausgeschlafen, eine Zerrüttung des gesammten Systems; der sogenannte

Morgen- (vulgo Katzen-) Jammer stellt sich ein. Es liegt dem Vergifteten wie Blei in seinen Gliedern, sein Kopf ist voll Schmerz und brennend heiß, das Gesicht geschwollen, das Auge roth und wässerig, die Zunge trocken und mit einem weißlichen Schleime belegt. Er ist traurig, niedergeschlagen und fühlt sich von aller Welt verlassen. Indessen diese krankhaften Erscheinungen verlieren sich anfangs nach und nach von selbst, und nach einiger Zeit ist Richard "himself again."

Folgen aber die Räusche in kurzen Zwischenräumen aufeinander, so daß der Gewohnheitstrinker nicht mehr aus dem Rausche herauskommt, so gelangt er in das zweite Stadium der Alkoholvergiftung. Die zerstörende Wirkung des Giftes wird immer mehr sichtbar. Das vergiftete, in's Gehirn eintretende Blut läßt ihn nicht mehr ruhig schlafen. Halb schlafend, halb wachend ängstigen ihn wüste, grauenhafte Träume, eine unbeschreibliche Angst und Bangigkeit überschleicht ihn. Die Gedanken sind verworren, und sein Gemüth ist in einen solchen Zustand von Reizbarkeit und Empfindlichkeit versetzt, daß jedes kleinste Geräusch ihn erschreckt. Und es gehört durchaus nicht zu den Seltenheiten, daß Trinker in diesem Stadium der Vergiftung sich schon das Leben nehmen. Auf-

fallend ist die Thatsache, daß derartige Selbstmorde meistentheils an dunklen, trüben Tagen vorkommen.

Anderseits kommt es auch vor, daß sie im nüchternen, lichten Augenblicke dieses Stadiums den Vorsatz fassen, geistigen Getränken zu entsagen. Allein der schreckliche Zustand von Schwäche und Abspannung, das Fröstelfieber am Morgen, das Zittern der Hände, der fatale Brechreiz, der kratzende Husten, der brennende Durst weicht nur einer neuen Narkose, einer neuen Berauschung. Das Gift, welches die Symptome hervorgerufen, wird auch wieder als Heilmittel angewendet.

Einen Schluck — ha! wie das kühlt!

Kommen wir nun zum dritten Stadium, dem eigentlich höchsten Grade der Alkoholvergiftung, Säuferwahnsinn, Delirium Tremens, genannt.

Nachdem, wie oben angedeutet, den Vergifteten schon eine allgemeine Schwäche und Unvermögen befallen, eine gewisse Abgebrochenheit und Ueberstürzung in seinem Benehmen sich kundgegeben hat, der Schritt unsicher geworden ist, und er mit größter Anstrengung nur noch die einfachsten Dienste für sich selbst verrichten kann, und seine Verdauungsthätigkeit eine solche Schwächung erlitten hat, daß er sich auf flüssige Nahrung beschränken muß,

bedarf es nur noch eines leisen Anstoßes, einer leichten Erschütterung des Nervensystems, eines Falles, Bein- oder Armbruches, und der Unglückliche ist dem schrecklichen Wahnsinne erlegen.

Sein Körper bedeckt sich mit kleberigem Schweiße von unangenehmem Geruche, der Puls ist schwach und leicht zu unterdrücken; die Zunge ist mit einem dicken, gelben Schleime belegt, und zittert, wenn herausgestreckt, wie Espenlaub. Der Kopf ist brennend heiß, das Gesicht roth und glühend wie die Mittagssonne, die Pupille zusammengezogen und unafficirt durch Licht. Das blutunterlaufene Auge ist weit aufgerissen und hat einen wilden, ängstlichen Ausdruck angenommen. An Schlaf ist nicht mehr zu denken; die Verworrenheit der Gedanken steigert sich bis zur gänzlichen Geistesabwesenheit. Er spricht immer mit sich selbst, faselt ungereimtes Zeug und kennt Niemand, selbst seinen besten Freund nicht mehr. Seine krampfhaft erregte Phantasie sieht häßliche, gräuliche Gestalten sein Bett umgaukeln, er wähnt, daß böse Geister, Teufel und Drachen ihm nach dem Leben trachten, daß Schlangen, Ratten, Mäuse und allerhand Unthiere ihn verfolgen, und er macht beständig Anstrengungen, diesen scheußlichen Gebilden zu entrinnen.

In der That, zahllose Absurditäten von außer-

gewöhnlicher Natur erfüllen das Gehirn des Leidenden, welche, weil alle für ihn den Schein der Wirklichkeit haben, sein Thun und Treiben beeinflussen. Schlaf ist das einzige rettende Mittel für solche Unglückliche.

Fünfzehntes Kapitel.

Wo und von wem werden die deutschen Auswanderer beschwindelt? — Dort und hier von ihren Landsleuten. — Der deutsche Reichstag und die Auswanderer.

Im deutschen Volke liegen tüchtige und edle Elemente, aber auch sehr schlechte. Die letzte Behauptung mag manchem braven Deutschen als böswillig erscheinen. Ich will daher mit der Sprache offen heraus. — Oft wurde ich in Deutschland von Leuten, die im Begriffe standen, nach Amerika auszuwandern, gefragt, ob es wahr sei, daß die frischen Deutschen bei ihrer Ankunft in Amerika beschwindelt werden?

Hierauf erwiderte ich:

„Wenn deutsche Emigranten bei ihrer Ankunft in New-York geprellt und übervortheilt werden, so geschieht dieses nur von ihren eigenen Landsleuten, fast nie werden sie von Amerikanern beschwindelt.

Die Prellerei beginnt schon in Bremen, Hamburg und Amsterdam, wo sich fast kein Gastwirth,

Krämer und Kaufmann scheut, den letzten Nothpfennig aus dem armen Auswanderer herauszuquetschen, noch auf dem Schiffe suchen die Stewards und Matrosen ihm die Taschen zu erleichtern. Jeder Matrose hat einige Flaschen Schnapps, — vulgo Fusel, — und einige Handkäse in seinem Koffer, welche er für hohe Preise an die Passagiere verkauft."

Auf dem Bremer Freimarkt ging ich in Begleitung meiner Schwester und eines Amerikaners in ein Hotel. Wir tranken daselbst drei Flaschen Moselwein. Der Kellner witterte, da wir uns, in der Unterhaltung am Tische, der englischen Sprache bedienten, daß wir Amerikaner seien, und forderte drei Mark per Flasche. Ich erklärte ihm rundweg, daß ich durchaus nicht gesonnen sei, mehr als zwei Mark für die Flasche zu bezahlen, indem ich weder im Rathskeller, noch in anderen Hotels erster Klasse mehr bezahlt hätte.

Er wurde still, nahm sein Geld und entfernte sich, — unterließ aber nicht, von Zeit zu Zeit giftige Blicke nach unserem Tische herüberblitzen zu lassen.

Aber diese giftige Bremse kümmerte mich nicht, weil ich nicht zu der Klasse von Reisenden gehöre, die glauben, recht vornehm zu scheinen, wenn sie

sich in Hotels und Wirthschaften übertriebene Forderungen gefallen lassen. Solche Reisende erkaufen sich mit ihrem eigenen Gelde den Spott der Betrüger, der sie verdienter Weise hinter dem Rücken noch auslacht.

Ein deutscher Reisender erzählt, daß er in Paris nur zwei unfreundliche Menschen getroffen habe; der eine sei ein Kutscher und der andere ein Kellner, und Beide seien seine Landsleute gewesen.

Selbst der deutsche Reichstag hat sich veranlaßt gefunden, in einer Sitzung am 2. Dezember 1881 achtzehnhundert Mark für die Ueberwachung des Auswanderungswesens zu bewilligen, um der Prellerei und Ausbeutung, unter welcher die Emigranten in den deutschen Auswanderungshäfen zu leiden haben, ein Ende zu machen.

Während der Debatte sagte der erste Redner,

Abg. Lingers, (von der Zentrumspartei:)

„In diesem Jahre ist die Auswanderung aus Deutschland ungefähr auf 200,000 Köpfe gestiegen. Für die Interessen der Auswanderer muß gesorgt werden. In Hamburg und Antwerpen werden die Auswanderer ausgebeutet. — — — — — —"

Abg. Meier, (National-Liberaler):

„Ein gutes Gesetz zum Schutze der Auswanderer ist eine Nothwendigkeit. — — — — — —"

Abg. Dr. F. Kapp, (Liberaler):

„Diejenigen, meine Herren, welche die Abschlächterei unserer Auswanderer betreiben, sind unsere Landsleute. — — — — — —“

Hier drängt sich mir unwillkürlich die Frage auf: „Warum die Deutschen, die nicht nur hervorragende Mitbegründer von Städten und Staaten, und die Mitkämpfer für die Errichtung und Erhaltung der Republik sind, sondern auch durch Fleiß und Sparsamkeit sich Wohlstand und Reichthum erworben haben, dennoch nicht die Stellung in Amerika einnehmen, die sie vermöge ihrer Intelligenz und ihrer vielen bedeutenden Männer einnehmen sollten!“ —

* * *

Bei'm Deutschen äußert sich der Egoismus — die Sorge um das eigene Selbst — oft in garstiger Weise. — Neid und Mißgunst sind die Hauptfehler des deutschen Charakters.

Während meines Aufenthaltes in C... pflegte ich gewöhnlich — wenn ich Abends von der alten Stammkneipe nach Hause ging — noch in eine mir befreundete Wirthschaft einzukehren. Der Eigenthümer der Stammkneipe hatte das erfahren. Eines Abends, als ich mich eben anschickte fortzugehen, kam er zu mir:

„Ich tractire noch eine Flasche Wein," begann er mich aufzuhalten, „wenn Sie mir eine Gefälligkeit erweisen wollten?"

„Und worin besteht diese Gefälligkeit?" warf ich nachlässig hin.

„Wollen Sie mir das Versprechen geben, nicht mehr, wenn Sie nach Hause gehen, bei meinem bittersten Feinde, dem S... vorzusprechen?"

Ich erklärte ihm, daß er mir ein solches Ansinnen nicht stellen dürfe, indem der Mann mir nichts zu Leid gethan hätte; übrigens könne er auch nicht erwarten, daß ich Antheil nehmen solle an seiner Feindseligkeit gegen Andere.

„Indessen, ich will Ihnen," so schloß ich, „das Versprechen geben, daß ich heute Abend nicht zum Herrn S... gehen will."

Er war etwas angeraucht, oder besser gesagt im Zustande künstlicher Begeisterung. Als ich ging, nahm er mich am Arm und gab mir das Geleite soweit, bis wir an der feindlichen Batterie vorbeigekommen waren, um sich zu vergewissern, ob ich auch mein Wort halten würde.

So sind die Menschen, — sie alle sind vom Stamme „N i m m." Die Familie des Gastwirths von der „S t a m m k n e i p e" ist mit Wuth erfüllt gegen die Familie des Gastwirths zum „S i l-

bernen Ochsen." Kaufleute und Krämer, Zeitungsherausgeber und Redakteure hassen sich tödtlich, wenn sie sich einander in's Gehege kommen. Feindliche Aerzte hetzen ihre Kunden aufeinander, und nahrungsneidige Fabrikanten und Handwerker verkleinern sich gegenseitig ihre Arbeiten. Der Stammkneipenwirth gab mit anerkennenswerther Offenheit zu verstehen, was er meinte, nämlich das Motto:

„Herr, laß uns bestehen und vernichte alle Andern."

Sechzehntes Kapitel.

Unwissenheit und Aberglaube.

Deutschland, das Land der Denker genannt, hat geistreiche Männer und Frauen, aber kein geistig regsames Gesammtvolk. Die untersten Schichten des Volkes, besonders auf dem Lande, sind namenlos unwissend. Die höchste Tugend dieser Menschen ist der blinde Glaube. Nachforschen und freies, selbstständiges Denken ist nach ihrer Ansicht eine Unverschämtheit, die nicht geduldet werden darf. Wer nicht denkt und betet, wie sie, den verschreien sie als einen lasterhaften Menschen, und wenn sie Jemand recht schlecht machen wollen, so sagen sie: „Der Mann glaubt an keinen Gott und an keinen Teufel.“ Wer seinen Glauben verläugnet, einerlei ob er der katholischen oder protestantischen Confession angehört, der ist deshalb nothwendiger Weise ein schlechter Mensch, den man meiden muß.

Der Mensch bildet sich durch den Einfluß seiner Umgebung. Je zahlreicher unsere äußeren An=

schauungen sind, um so reicher ist auch die Welt unserer Gedanken, um so umfassender ist unser geistiger Gesichtspunkt.

„Es ist in unserem Verstande nichts, was nicht eingezogen wäre durch das Thor der Sinne."
(Moleschott.)

Was weiß der Blindgeborene von Farben, von dem Lichte, von dem ganzen glänzenden Scheine dieser Welt? —

Was weiß ein Taubgeborener von Tönen, von Sprachen, von süßen Melodien, von bezaubernder Musik? —

Wir lesen oft in Büchern von dem elenden, thierischen Zustande jener unglücklichen menschlichen Geschöpfe, welche in dunkle, abgeschlossene Räume eingesperrt und dort außerhalb der Gesellschaft und ohne jede geistige Anregung verborgen gehalten wurden. Das körperliche und geistige Leben solcher Wesen ist ein bloßer Vegetationszustand, kein menschlich entwickeltes Dasein. Dem bekannten Caspar Hauser konnte man den Begriff eines Pferdes nicht deutlich machen. Nun denke man sich Menschen, die niemals im Leben so weit über die Markung ihres Dorfes hinausgekommen sind, daß sie die Kirchthurmsspitze ihres Heimathdorfes aus den Augen verloren, Menschen,

die niemals ein anderes Buch gelesen, als ihren Katechismus und den „himmlischen Wegweiser" oder ihre Bibel, Menschen, denen nie eine Zeitung zu Gesichte gekommen, die nichts wissen von dem hohen, geistigen Genusse, den der Umgang mit gebildeten Männern gewährt, deren Begriffe von der Natur also auf die unmittelbarste, sinnliche Gegenwart beschränkt sind, — und man kann sich annähernd einen Begriff machen von der Denkweise dieser Geschöpfe. Wendel Philips behauptet, daß es fünfzig Jahre nehme, um einem Volke eine neue Idee begreiflich zu machen; allein bei diesem Volke wird wohl nimmermehr eine freisinnige Weltanschauung Verbreitung, geläuterte Begriffe von Glückseligkeit und Gedankenfreiheit Eingang finden. Alle ihre Einrichtungen, Sitten und Gebräuche haben sich in alterthümlich hergebrachter Weise unversehrt erhalten.

„Jungens hol't fast!" gilt von ihrem ganzen Thun und Denken. Kein Fortschritt darf sich zeigen, keine Neuerungen dürfen eingeführt, und keine alten Gewohnheiten vernichtet werden.

„So hat es mein Vater gemacht, und das ist mir gut genug," — ist die stereotype Antwort, wenn ein Fremder versucht, sie eines Besseren zu belehren.

Der einzige Ort, wo die heranwachsende Generation zu freien, denkenden Menschen erzogen werden könnte, wäre die Schule, allein von dieser Seite kommt kein Licht. — Auf Religion, biblische Geschichte, Lesen, Schreiben und nothdürftiges Rechnen beschränkt sich in den Schulen der ganze Unterricht. Religion ist natürlich die Hauptsache. Der Lehrer hat vor Allem seine Schüler in der heiligen Religion zu unterrichten, d. h. er hat unabläßig das gefährliche Gift des religiösen Vorurtheils und des unversöhnlichen confessionellen Parteihasses in die Herzen der unschuldigen Jugend auszugießen. Wenn die Kinder Andersgläubige von ganzem Herzen hassen gelernt, Alles streng glauben und beten können, daß es schnurrt wie ein Spinnrad, so hat der Lehrer seine Schuldigkeit gethan.

In ein und demselben Dorfe wird hier in der katholischen Schule Luther und seine Anhänger als Ketzer verdammt; dort in der protestantischen werden die römischen Papisten als Heiligen-Anbeter verflucht. —

Von der Kanzel herab kommt auch keine Aufklärung. Die Herren Geistlichen und Prediger fürchten die ungebundene Geisteskraft, — sie nennen sich "vocatio divina," — von Gott berufene Hirten ihrer Gemeinde. Man sagt ihnen nach,

daß sie ihre gläubigen Schafe durch Lehre und Geschichten auf der mageren Weide des blinden Glaubens zu erhalten sich bestreben. An Gottes Wort darf nicht gedeutelt werden. — Sollte es einem Pfarrkinde einfallen, die Gottheit Jesu in Gedanken zu bezweifeln, so wäre das schon eine Sünde; hat es Muth genug, diesen Zweifel laut werden zu lassen, dann wird es von der Kirche ausgestoßen.

Jeden Sonntag predigen diese Herren im höchsten Zorneseifer unter Androhung der ewigen Höllenstrafen gegen Unglauben und alle weltliche Vergnügungen. Und wenn die Pfarrkinder die ganze Woche hindurch auch hart gearbeitet, und an nichts Böses gedacht haben, so wird ihnen doch vorgeworfen, daß sie arge „Sündenböcke“ seien, die niemals auf einen „grünen Zweig“ kommen werden.

Einer dieser Prediger erzählte eines Sonntags in seiner Predigt mit weinerlicher Stimme folgende Geschichte, die so einfältig und dumm ist, daß man sich schämt, dieselbe auch nur im Scherz wieder zu erzählen.

„Es war einmal ein reicher, vornehmer Franzose, welcher an keine Religion und an keinen Gott glaubte. Dieser Herr hatte eine einzige, wunderschöne Tochter, die er sehr liebte. Das Kind

wurde sterbenskrank und verlangte nach dem Priester. Der Priester kam, aber der ungläubige Vater verweigerte ihm Einlaß, hielt sogar dem hochwürdigen Mann die Pistole auf die Brust, und drohete ihn zu erschießen, wenn er es wagen sollte, zu seiner Tochter zu gehen. Der ehrwürdige Priester antwortete ruhig:

„Herr, ich bin gekommen eine Seele zu retten, wenn Sie aber vorher mich erschießen wollen, so thun Sie es, hier ist meine Brust.“ Bei diesen Worten riß er seinen Rock auf und entblößte seine Brust. Ein solcher Glaube an die Unsterblichkeit, eine solche Seelengröße war zu viel für den ungläubigen Franzosen. Er schleuderte seine Waffe auf den Boden, umarmte den frommen Mann und rief: „Gott soll's wissen! Jetzt bin ich wieder ein gläubiger Christ!“ “

* * *

Die mittelalterliche Vorstellung, daß das uns umfluthende Luftmeer mit seltsamen, den Menschen feindliche Wesen dicht bevölkert ist, hat sich noch um kein Haar in den unteren Schichten des deutschen Volkes geändert. Das Volk glaubt, daß Millionen von bösen Geistern, von heimsuchenden Dämonen, von fabelhaften Ungethümen die Atmosphäre erfüllen, — unsichtbare Kräfte; aber um so

fürchterlicher in ihren Wirkungen. Sie — diese bösen Kräfte — fahren als zerstörende Elemente über die Länder und Wohnungen der Menschen daher, ganze Geschlechter dahinraffend. — Krankheiten, von denen die Menschen ergriffen werden, Seuchen, welche die Hausthiere befallen, Mißernten, welche den Fleiß des Landmannes vernichten, sie sind alle, sammt und sonders, von heimtückischen bösen Geistern veranlaßt. — Oder man erblickt die strafende Hand Gottes, seinen drohend ausgestreckten Finger, um die sündige Menschheit zur reuigen Einkehr zu ermahnen. Durch Beten und Bußgänge, durch Fasten und Wallfahrten, durch fromme Werke und heiße Gelübde, kann man das schwere Unheil abwenden. — Noch mehr: Im Rollen des Donners vernehmen sie die Stimme Gottes und bekreuzen sich bei jedem Strahle des Blitzes. Bei anhaltender Dürre beten sie um Regen. Wasservorräthe werden nach ihrer Ansicht im Himmel aufbewahrt, und Gott verordnet Regen und Dürre, Unwetter und Stille, wie ein irdischer Monarch Wohlthaten, Strafen und Begnadigung austheilt. Die Gesetze der Verdünstung sind ihnen unbekannt. Sie wissen nicht, daß die Sonne mit dem heißen Kusse der Liebe die Wellen des Meeres kos't, und daß ihre aufdünstenden Seufzer,

enttäuscht, von dem unerreichbaren Geliebten, sich in Thränen verwandelnd, als Regen wieder zur Erde fallen. —

Der Glaube an Hexen, Zauberer, Gespenster, Wiedergehen, Vorgeschichten, Kobolde, Erdgeister, Elfen, Dryaden, Feen und feurige Drachen, wie er zum Theile aus dem Heidenthum hervorgegangen, ist eine andere traurige Verirrung, woran das Volk mit Ueberzeugung festhält, und weder Kirche noch Schule hat ein Wort zur Bekämpfung des Aberglaubens.

Hexen.

Leidet Jemand an einer langwierigen Krankheit, wird das Vieh von Seuchen befallen, krepirt ein Kalb wegen Mangels an Pflege, kurz, — wenn sich irgend ein Umstand, Vorfall oder Ding außer der gewöhnlichen Routine der täglichen Erfahrung ereignet, so ist Hexerei die Ursache. —

Es steht ja in der Bibel zu lesen, heißt es, daß die Hexe von Endor den todten Samuel hat erscheinen lassen. *)

*) Auf meiner Reise traf ich einen jungen Geistlichen, der sich nicht entblödete, mir zu sagen, daß, wenn man an Gott glaube, auch die Existenz der guten und bösen Geister nicht bestritten werden könne, folglich auch nicht

In der Regel werden alte, häßliche Weiber für Hexen gehalten. — Eine Hexe kann sich in irgend eine beliebige Gestalt verwandeln. Meistens, so glaubt das Volk, nehmen sie die Gestalt einer schwarzen Katze an. In dieser Verwandelung besuchen sie mit Vorliebe um Mitternacht einsam stehende Wassermühlen, und machen dem anwesenden Müller Liebesanträge. Einmal im Jahre, und zwar in der Walburgisnacht, reiten sie auf Besenstielen zur Generalversammlung der Hexen auf dem Blocksberge und bezeugen dem Fürsten der Hölle ihre Reverenz.

Nachstehend einige Pröbchen des unter der deutschen Landbevölkerung herrschenden Aberglaubens:

1. Durch einen behexten Apfel, eine Salbe, Flasche, ein zusammengenähtes Knäuel von Lumpen und Garn kann der Mensch behext, oder wie die Leute sagen: „ihm was angethan werden.“

2. Das behexte Zeug wird von der Hexe auf den Weg gelegt oder von verhaßten Leuten in's Haus

---

ihre Helfer und Helfershelfer, nämlich Hexen und Zauberer. — In dem Gehirne eines solchen Priesters muß es aussehen, wie in einem Teiche, wo man soeben eine Heerde Schafe gewaschen hat! —

geworfen, und derjenige, welcher es aufhebt oder gar den Apfel ißt, muß zu Grunde gehen.

3. Hexen praktiziren Kränze und Nadeln in die Betten mißliebiger Personen. Wer in einem solchen mit Hexenkränzen angefüllten Bette schläft, wird krank.

4. Hexen quälen vermittelst künstlicher Wachspuppen die ihnen verhaßten Leute. Stecken sie eine Nadel in die Puppe, so fühlt die Person, für welche dieselbe gemacht ist, den Schmerz. Krümmt die Hexe die Puppe, dann wird auch die betreffende Person sich in demselben Grade krümmen.

5. Verhungerte Kühe, die während des Winters an trockenem Roggen- und Haferstroh ihr Dasein kümmerlich gefristet, und im Frühjahr so abgemagert und kraftlos geworden sind, daß sie ohne menschliche Hilfe nicht aufstehen können, haben eine Hexe im Schweife. So glaubt man. Die Hexe erkennt man dadurch, daß das untere Ende des Kuhschwanzes weich geworden ist. *)

Unter dieser erbärmlichen Verblendung machen die Leute Einschnitte an der weichen Stelle des Schwanzes, reiben die Wunde mit Salz und Ter-

*) Thatsache ist, daß an dieser Stelle des Kuhschwanzes nur ein weicher Knorpel sich befindet.

pentin und vermehren dadurch noch den Schmerz des verhungerten, elenden, kranken Thieres. In einigen Gegenden schneidet man, um eine Radikal-Kur zu bewirken, das untere Ende des Schwanzes gänzlich ab.

6. Eine behexte Kuh kann man auf folgende Weise entzaubern:

Man nimmt den Urin eines Menschen, macht damit auf dem Rücken der Kuh zwei Striche, den einen vom rechten Ohre bis zum linken Hinterfuße, den andern vom linken Ohre bis zum rechten Hinterfuße, dann nimmt man ein Gefäß mit Wasser, wirft eine glühende Kohle hinein, und wenn die Kohle recht prasselt, ist die Kuh entzaubert.

7. Wenn die Milch keine Butter absondern will, so ist eine Hexe schuld daran. In solchem Falle braucht man nur mit einer glühenden Gabel in den Rahm zu stechen. Die Hexe empfindet den Stich martervoll, und muß vom Zauber lassen.

8. Wenn eine Kuh rothe Milch giebt, so ist sie behext. Ein Mittel dagegen ist Folgendes:

Man gehe am Charfreitag früh auf's Feld, schneide dort einen einstenglichen Hagebuttentrieb ab, der aber recht viele Dornen haben muß, und schlage damit der behexten Kuh über den Kopf und über die Brust. — Diese Streiche fühlt dann die

Hexe, und wenn sie den Schmerz nicht mehr aushalten kann, kommt sie hergelaufen und will sich eine Kleinigkeit, meist Hausgeräthschaften, borgen. Man erkennt sie an dem zerschlagenen Gesichte. Fährt man mit dem Schlagen fort, so verlegt sie sich auf's Bitten, und wird die Kühe fernerhin in Ruhe lassen.

9. An einigen Orten kocht man die rothe Milch, legt einige Haare aus dem Schweife der behexten Kuh mit in den Topf hinein, nimmt neuabgeschnittene Haselruthen und peitscht die kochende Milch. Dann kommt die Hexe ganz verbrüht und mit blauen Striemen am Leibe und bittet, ihr ein Brod zu leihen. Wird dasselbe ihr verweigert, so läuft sie davon und geht elend zu Grunde.

10. Wenn eine Kuh die Milch verliert, so mache man ein Kreuz aus Fichtenholz und lege dasselbe unter die Schwelle der Hausthüre.

11. Wenn eine Bäuerin während des Butterns von einem alten Weibe, die als Hexe im Verdacht steht, Besuch erhält, so schlage sie das Butterfaß zu und setze sich darauf. Nach Verlauf einer Stunde bittet dann die vermeintliche Hexe um ihre Erlösung. Letztere hat nämlich ihren Arm im Fasse, und da die Frau auf demselben sitzt, kann die Hexe ihren Arm nicht herausziehen.

12. Will man die Kühe vor Krankheit bewahren, so lege man eine handvoll Wachholderbeeren, ein Stückchen Pech und einen Ginsterstrauch auf glühende Kohlen, und räuchere damit die Ställe aus.

13. Wird über der Stallthüre eine Fledermaus angenagelt, so ist das Vieh vor Behexung geschützt.

Zauber.

Die Veränderung, denen das menschliche Gemüth unterworfen ist, z. B. der Uebergang von Liebe in Ueberdruß und Abneigung, schreibt man sehr häufig der Zauberei zu und sucht übernatürliche Hülfe dagegen, und oft wird ein abscheulicher Zaubertrank als Arznei gegeben.

Nachfolgend einige Beispiele:

1. Wenn ein junger Mann sein eigenes Blut, oder das einer Fledermaus in's Bier träufelt, und dasselbe einem Mädchen zum trinken giebt, so macht er sich dasselbe geneigt.

2. Will ein Mädchen es einem jungen Manne anthun, daß er ihr fortwährend nachgeht, so nehme sie, wenn sie schwitzt, von den Haaren unter ihrem Arme, trockne und reibe sie zu Pulver und backe dies in einen Kuchen. Wenn der Geliebte diesen

Kuchen gegessen hat, wird er keine Stunde ohne das Mädchen sein können.

3. Bemerkt ein Liebender, daß seine Geliebte in der Liebe gegen ihn erkaltet, so begebe er sich um Mitternacht auf den Kirchhof, nehme dort von dem frischen Grabe eines ungetauft gestorbenen Kindes drei handvoll Erde, und werfe dieselbe, ohne daß die Geliebte es merkt, über ihren Kopf.

4. Will man ein Liebespaar auseinander bringen, so werfe man, wenn sie zur Kirche gehen, Erde vom Kirchhofe zwischen sie, worauf eines dem anderen Ekel erregen wird.

Krankheiten

verpflanzen sie in Thiere und Bäume, oder vergraben dieselben in die Erde. Nachfolgend einige der gebräuchlichsten Sympathie-Mittel und Zaubersprüche:

Gegen Würmer.

1. Wenn Jemand Würmer hat, so suche er auf dem Felde eine Distel, drücke die Köpfchen zu Boden, und lege einen Stein und eine Ackerkrume darauf. Wenn die Distelköpfchen verfault sind, dann ist er auch seine Würmer los.

2. Um Würmer zu vertreiben, sage man folgenden Spruch:

Der heilige Petrus liegt im Grabe,
Neun Würmer hat er bei sich,
Acht Würmer hat er bei sich,

u. s. w., bis man zu eins kommt.

Der heilige Petrus liegt im Grabe,
Keinen Wurm hat er bei sich.

Dann spucke man dreimal auf die Finger und reibe sich den Bauch. —

Gegen Warzen.

1. Man nimmt einen angefeuchteten wollenen Faden, und schlägt so viele Knoten hinein, als man Warzen hat. Sodann vergräbt man den Faden, legt einen Stein darauf, und wenn der Faden verfault ist,, so verschwinden auch die Warzen.

2. Man nimmt eine graue Schnecke und bestreicht damit die Warzen. Den zurückgebliebenen Schleim läßt man an der Sonne trocknen. Dieses Mittel muß bei abnehmendem Monde angewandt werden.

3. Man gehe vor Sonnenaufgang auf den Kirchhof, und wische mit den Warzen den Thau von neun Gräbern ab, und die Warzen gehen weg.

Gegen Sommersprossen.

1. Wer Sommersprossen hat, der soll sich mit der Milch einer Stute, die zum ersten Male ge=

boren hat, waschen, aber bevor sie noch das Füllen gesäugt hat.

2. Die Sommersprossen kann man sich vertreiben, wenn man die erste Schwalbe, die man im Frühjahr sieht, tödtet, und mit deren Blut sich abwäscht.

Gegen Zahnweh.

1. Wer vom Zahnweh befreit werden will, der suche auf dem Kirchhof einen Sargnagel, mache einen Zahnstocher daraus und stochere damit so lange um den kranken Zahn, bis er blutet.

2. Wenn Einer Zahnweh hat, so spreche er bei abnehmendem Monde:

> Der Mond schwindet,
> Würmlein geh' aus dem Zahn.

3. Einen ausgezogenen Zahn muß man rückwärts über den Kopf werfen, dann bekommt man kein Zahnweh mehr.

Gegen die Gelbsucht.

1. Man höhle eine Rübe aus, fülle dieselbe mit seinem Urin und hänge sie in den Kamin. Wenn dieselbe vertrocknet ist, verschwindet auch die Gelbsucht.

2. Man esse „22" Läuse mit Brod und Salz. Dieses wird als ein vorzügliches Heilmittel betrachtet.

Gegen den Rothlauf.

1. Nimm einige Linsen, ein Stückchen Weidenrinde und Flachs, zünde es an; dann nimm ein rothes Tuch und halte es über den Rauch, der aus den verschiedenen Kräutern aufsteigt, damit reibe dann das Glied, wo sich der Rothlauf befindet, und bete dabei folgendes:

„Dich Zeichen bespreche ich, auf daß du nicht wächst, wie das Gestein seit der Geburt des Sohnes Gottes. — Rothlauf, Rothlauf, Rothläufchen! Gehe heraus aus diesem Ort, so wie die Richter flohen vor dem Herrn Director. Dazu verhelfe mir Gott! † † † Amen!"

Gegen das Fieber.

1. Wer das Fieber hat, der gehe vor Sonnenaufgang zum Brunnen und sage:

„Brunnen, Brunnen, Brunnen!
Komme über mich nicht Fieber.
Die Jungfrau Maria verbietet es,
Daß du über mich kommst."

2. Wer sich vom Fieber befreien will, der gehe mit einem leeren Topf auf einen Scheideweg, dort stürze er denselben um und laufe weg. Wer zuerst mit dem Fuße an den Topf stößt, der bekommt das Fieber und Derjenige, welcher ihn hingebracht hat, verliert es.

3. Das Fieber heilt man dadurch, daß man eine Laus vom Kopfe des Kranken in eine Zwetsche hüllt, und sie einem Hunde zu schlucken gibt.

4. Vom Fieber befreit man sich auf folgende Weise: Drei lebende Spinnen werden gefangen—sie dürfen aber nicht mit bloßen Händen eingesperrt werden. Diese Spinnen werden in ein Beutelchen eingenäht und von dem Kranken zwei Tage lang um den Hals getragen. Nach zwei Tagen muß der Kranke zum Wasser gehen, das Beutelchen überrücks in's Wasser werfen und dann schnell nach Hause laufen, ohne sich umzusehen.

5. Der Kranke legt sich nackt bei der Nacht unter einen Kirschbaum und schüttelt mit dem Rücken den Baum, so daß der Thau auf ihn herabfällt.

6. Gegen das Fieber trinke man um 7 Uhr Morgens und um 7 Uhr Abends 7 Tage hindurch Weihwasser aus 7 Kirchen.

7. Gegen das Fieber verschlucke man einen Zettel, worauf die Namen Jesus, Maria und Joseph geschrieben sind.

8. Fühlt Jemand, daß das Fieber über ihn kommt, so binde er sich einen Wisch von Haferstroh um

den Hals, laufe dann zu einem Hollunderstrauch, schüttele den Strauch dreimal und spreche dreimal die Worte:

„Hollunder, Hollunder, Hollunder!
Ueber mich kommt die Kälte.
Bis sie mich verlassen wird,
Kriecht sie dann auf dich.“

Hierauf gehe er rücklings nach Hause.

9. Wenn der Kranke merkt, daß das Fieber kommt, so raufe er sich ein Büschel Haare aus, und reiße ein Stückchen vom Kleide, mit dem er eben angethan ist. Dann bohre er ein Loch in eine weiße Weide, stecke die Sachen hinein und treibe einen Hagedornpfropfen darauf. Beim Weggehen darf er sich nicht umschauen, und wenn ihn eine Stimme rufen sollte, so darf er sich nicht melden. Wenn er alles so gemacht hat, muß das Fieber ihn verlassen.

Gegen Verblutung.

1. Für Blutstillung spreche man folgenden Vers:

Blut stehe still,
Wie Richter und Schöppen in der Höll';
Wenn dies nicht wahr ist,
So laufe bis es gar ist.

2. „Blut stehe still, still, still,
Wie der ungerechte Jäger
Am Abend will.“

Gegen den Biß eines tollen Hundes
haben sie köstliche Wundersteine der Natur. Man legt einen solchen Stein auf die giftige Wunde, das Gift zieht in den Stein und der Kranke ist gerettet.

Das Diebsschloß.

Das Volk glaubt, daß man einen Dieb mit gestohlenen Sachen, sobald er dieselben in der Hand hat, auf der Stelle durch eine Beschwörung fest bannen kann. Der Dieb bleibt wie angefroren und versteinert auf der Stelle fest stehen, bis der Beschwörer kommt, sich überzeugt, wer der Dieb ist und ihn erlöst .Der Spruch, mit dem die Beschwörung fertig gebracht wird, lautet:

„All' mein Gut und all meine Habe
Sei gebunden

durch die fünf Wunden Jesu Christi, des Gekreuzigten. Was Christus in Städten und Dörfern zur Besserung las, daß lese ich allen Dieben und Diebinnen zur Besserung, auf daß sie sich weder mit Händen noch mit Füßen rühren können. Im Namen des Vaters †, des Sohnes † und des hl. Geistes †."

„Ein reuiges Weib, die allmächtige Mutter, ging ihres Weges und führte ihr liebes Kind an der Hand. Da kamen drei Diebe und wollten ihr das

geliebte Kind stehlen. Die Mutter sprach: „Binde heil. Paul, wie dein heil. Bruder Petrus gefesselt war mit Eisen, binde diese Diebe mit göttlichen Händen, mit göttlichen Worten des wahren Gottes!“ und die Diebe waren gefesselt. So bitte auch ich, daß der Dieb oder die Diebin gefesselt stehen und sich nirgends rühren können.

Sie sollen stehen wie ein Stock,
Und schauen wie ein Bock;
Sie müssen mir zählen alle Stöcke und Stämme, welche zwischen Himmel und Erde auf der ganzen Welt sich befinden.
— Sie müssen noch länger stehen,
Und sich nicht umsehen,
Stehen wie ein Stock,
Und schauen wie ein Bock.
Und müssen mir zählen alle Sterne am Himmelsgewölbe, welche leuchten,
Und sie müssen noch länger stehen,
Und sich nicht umsehen,
Und sich nicht rühren und nicht weggehen;
Stehen wie ein Stock,
Und schauen wie ein Bock,
Und müssen mir alle Regentropfen zählen, die vom Himmel fallen, alles Laub, das auf den Bäumen wächst.

Du Dieb mußt
Noch länger stehen,
Und dich nicht umsehen,
Und auch nicht weggehen.
Mußt stehen wie ein Stock,
Und schauen wie ein Bock.

Und muß länger stehen und mir jedes Sandkörnlein am Meeresufer und in der Meerestiefe zusammenzählen.

Du mußt noch länger stehen,
Und nirgends weggehen.
Stehen wie ein Stock,
Und schauen wie ein Bock,

bis ich dich mit meinen Augen anschaue und mit meiner Zunge dir verzeihe. Stehe in Teufels Namen, damit er sei ein Bote in den Himmel in Teufels Namen.

Das lese ich Dir zur Besserung im Namen des Vaters †, des Sohnes † und hl. Geistes, †. Amen!

Der Dieb ist nun „angefroren" und steht da, wie versteinert. Wenn ihn der Beschwörer erblickt und weiß, wer er ist, erlöst er ihn mit den Worten:

„Du stehst hier im Namen aller Teufel und Dämonenschaaren, so gehe denn und entferne dich im Namen aller Teufel und Dämonen in Teufelsgestalt.„

Ein Dieb schneidet einem todten Kinde einen Finger ab, läßt ihn trocknen, bis er sich anzünden läßt. Bei diesem Lichte, kann er stehlen, so viel er will, ohne daß Jemand aufwacht und ihn gewahr wird.

Freischützen.

Den Jägern und Wilddieben wird eine geheimnißvolle Macht zugeschrieben, man glaubt, daß einige derselben Freikünste verstehen.

1. Wer unverwundbar sein will, der nehme Abends ein Ei aus dem Hühnernest, färbe es schwarz und lege es wieder an seine Stelle, ist es des Morgens wieder weiß, dann trinke er es aus.

2. Wer ein Stück Brod, eingetaucht in seinem eigenen Blute, genießt, den kann keine Kugel tödten.

3. Wer sein Gewehr mit Schrot ladet, womit bereits ein Wild erschossen ward, der trifft wieder.

4. Wenn man sich zu Weihnachten auf ein weißes Tuch stellt und in den Mond schießt, so fehlt man während des folgenden Jahres nie sein Ziel.

5. Eine bezauberte Flinte schießt nicht los, außer man bestreicht sie mit dem Blute eines erschossenen Thieres.

6. Um ein rechter Freischütz zu werden, d. h., ein Schütz, der Alles trifft, selbst ein Wild, das man gar nicht sieht, verfährt man in folgender Weise:

„Nimm eine geweihete Hostie, stelle sie auf

einige Schritte vor dich hin und ziele auf dieselbe. Die Hostie vergrößert sich nun zu einem solchen Umfange, daß du nicht mehr vorbeischießen kannst. Schieße auf dieselbe und du wirst einen nie fehlenden Schuß haben."

7. Wer ein gekochtes Menschenherz ißt, wird unsichtbar.

„Vorgeschichten."

Der Glaube an Vorgeschichten ist in Deutschland allgemein verbreitet. Es sind Vorerscheinungen oder Vorboten von Todesfällen, Hochzeiten, Feuersbrünsten und anderen bedeutenden Ereignissen. Nicht alle Menschen können Vorgeschichten sehen, sondern es giebt nur einige Personen, welche mit diesem Gesichte begabt sind, auch haben einige Thiere diese Gabe.

Ein sogenannter „Schichtkieker" sieht jeden Leichenzug im Voraus. Wenn es ihn ruft, so muß er fort, einerlei, ob er im tiefen Schlafe liegt, oder in einer fröhlichen Gesellschaft sich befindet, ob er beim Mittagsmahle oder beim Abendtische sitzt—er muß hinaus in die düstere Nacht, durch Sturm und Wind, durch Schnee und Kälte, über Berg und Thal, oft meilenweit um zu sehen, was ihn gerufen. Er klopft an's Fenster — eins! — zwei! — drei! — und Manchen sieht er

schon im Sarge liegen, der heute noch fröhlich mit seinen Kindern spielt. Und wenn ihm ein Leichenzug begegnet, so muß er über die Köpfe der den Zug begleitenden Menschen, ja selbst über den Sarg im Leichenwagen hinweglaufen.

1. Wenn die Pferde in der Nacht plötzlich stehen bleiben und nicht weiter wollen, schnauben und sich bäumen; dann sehen sie einen Leichenzug ihnen entgegen kommen.

2. Wenn die Pferde im Stalle mit den Ohren klappern — weil ihnen vielleicht Heusamen in dieselben gefallen ist, — so ist das ein Zeichen, daß sie bald eine Leiche ziehen werden.

3. Wenn die Kühe aus Mangel an Salz an ihren Fassen lecken, dann sehen sie einen Sarg auf der Hausflur stehen.

4. Hunde haben ein scharfes Auge und ein feines Gefühl. Heult ein Hund der Thüre gegenüber, so stirbt Jemand in demselben Hause; heult er nach einer anderen Richtung, so stirbt Jemand aus der Nachbarschaft, oder es bricht irgendwo Feuer aus.

5. Wenn eine Nachteule sich vor das Fenster eines Kranken setzt, verkündet sie diesem den Tod.

6. Das Geschäker einer Elster vor dem Fenster eines Kranken bedeutet Tod.

7. Wenn eine Henne krähet, muß Jemand im Hause sterben.

8. Das klopfende Geräusch eines Käfers — Todtenhammer — im verfaulten, wurmstichigen Holze ist der Vorbote eines Todesfalles in der Familie.

9. Das Knarren und Krachen der Schränke und Koffer in stiller Nacht,—weil das Holz durch des Tages Wärme eine Ausdehnung erlitten, und während der kühlen Nacht sich wieder zusammenzieht und durch einen gelinden Krach die vorige Fuge wieder einnimmt,—ist ein Zeichen, daß bald Jemand im Hause sterben wird.

Gespenster

und Geister sind arme Seelen, die in der anderen Welt keine Ruhe finden können. Sie irren auf der Welt umher und warten auf Erlösung, welche auch zuweilen, durch Abfragen von lebenden Personen, ihnen zu Theil wird. Sie erscheinen in verschiedener Gestalt, bald als kopfloser Mann, bald als weiße Gestalt, so bleich, wie der Tod, mit langem weißen Gewande eingehüllt; bald als gespenstige Thiere.

1. Wer ein Gespenst erlösen will, der muß, wenn er mit demselben zusammentrifft, den Spruch sagen:

„Alle gute Geister loben und preisen Gott den Herrn!" worauf der Geist antwortet.

2. Wenn die Seele eines Verstorbenen als schwarzes Gespenst wiederkommt, so ist das ein Merkmal, daß sie verdammt ist. Ist sie hingegen weiß und hat einige Flecken, so kann sie noch selig werden.

3. Wenn Jemand bei Lebzeiten ein Gelübde gethan und dasselbe nicht erfüllt hat, dann kommt er nach dem Tode in weißer Gestalt wieder und findet nicht eher Ruhe, bis er abgefragt ist.

4. Wenn Jemand den Gränzstein auf dem Felde zum Nachtheile seines Nachbars verrückt hat, so muß er nach seinem Tode den Stein so lange herumtragen, bis ihn Jemand erlöst.

5. Wenn zwei Personen sich gegenseitig das Versprechen geben, daß der, welcher zuerst von den Beiden stirbt, dem Anderen nach dem Tode erscheinen wolle, so muß es gehalten werden, so schwer es auch dem Verstorbenen ankommen mag.

6. Die Seele eines Verbrechers oder eines reichen hartherzigen Menschen, der niemals in seinem Leben irgend einem seiner Mitmenschen etwas Gutes erwiesen, erscheint nach dem Tode in der Gestalt eines großen schwarzen Hundes mit tellergroßen feurigen Augen.

7. Die verdammten Seelen suchen zumeist den Schauplatz ihrer früheren Thätigkeit wieder auf. Es sind freche, wüste Gesellen, sie spuken, lärmen und poltern um Mitternacht, werfen Tische, Schränke und Stühle um, und reißen sogar am hellen Tage den Weibsleuten Schüssel und Teller aus der Hand. Man kann dieselben nicht durch Abfragen erlösen. Um sie zu verbannen, muß der Priester kommen, der, um sie mit Gebet und Weihwasser zu vertreiben, oft seine liebe Noth hat; so daß er manchmal, wenn das Besprengen mit Weihwasser nicht hilft, sie mit dem Wasser so begießen muß, daß sie die schwere Noth kriegen und Reißaus nehmen.

Der wilde Jäger.

Der Glaube an den wilden Jäger ist in allen deutschen Ländern verbreitet. Man glaubt, daß derselbe bei Lebzeiten ein ruchloser Graf gewesen sei, der mit seinen Gesellen und Hunden die Felder armer Bauern zerstört habe und als Strafe dafür mit zahllosen kläffenden und bellenden Hunden nach seinem Tode durch die Lüfte jagen muß. Ich habe mehrere Leute getroffen, die darauf schwuren, daß sie mehr als einmal das Gekläff der höllischen Jagd in der Luft vernommen hätten.

Der feurige Drache.

1. Der Drache ist ein Teufel, der einem Menschen dienstbar ist. Wenn der Drache durch die Lüfte fliegt, sieht er aus wie eine glühende Eisenstange.

2. Wer den feurigen Drachen ziehen sieht, der kann ihm das Geld abnehmen, indem er einen Feuerstahl unter ihm hinwirft. Der Drache läßt dann das Geld fallen.

3. Wenn ein Drache über eine Stadt fliegt, so brennt die Stadt ab.

Der Teufel.

Ein bedeutsames Zeichen der Frömmigkeit des deutschen Volkes ist die Furcht, welche es vor dem Teufel hat. Gott und der Teufel streiten sich um die Seelen der Menschen, glaubt man.

„Wirke dein Heil unter Furcht und Zittern, denn der Teufel geht herum, wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlingen kann."

„Soll ich mit dir das Zimmer theilen,
Pudel, so laß das Heulen."

(Faust, Studirzimmer.)

Hier wieder einige Beispiele:

1. Der Teufel geht in verschiedener Gestalt auf der Welt umher, indessen man erkennt ihn, mag er auch noch so gut verkleidet sein, an seinem Pferdefuße, den er nicht ablegen kann.

2. Er geht oft in der Gestalt eines großen schwarzen Hundes mit feurigen Augen, aus denen von Zeit zu Zeit helle Flammen zucken, umher, und jähes Entsetzen ergreift Alle, wenn Jemand in einer Abendgesellschaft erzählt, daß er da und dort in der Nacht einen großen schwarzen Hund gesehen habe.

3. Der Teufel findet ein Vergnügen darin, die Menschen zu quälen.

4. Wer sich dem Teufel mit Geld herbeirufen will, muß an einem einsamen Orte einen Kreis machen. Er setzt sich in den Kreis hinein und verflucht durch 24 Stunden unausgesetzt den Teufel. Dann kommt dieser und bringt ihm Geld. Der Beschwörer darf sich aber während der Zeit nicht aus dem Kreise wagen, sonst würde ihn der Teufel zerreißen. Der Teufel kommt oft in der Gestalt eines mit glühenden Dornen hoch beladenen Wagens und sucht dieselben in den Kreis zu werfen, um den Beschwörer zu erschrecken; die Teufelsdornen fallen aber nicht in den geweihten Kreis.

5. Wer sich dem Teufel ergiebt, der muß sich demselben mit seinem eigenen Blute verschreiben.

6. Vor mehreren Jahren hatte sich in dem Städtchen W.... ein junger Mann dem Teufel verschrieben, unter der Bedingung, daß er der beste

Tänzer im Lande sein werde. Die fromme Geistlichkeit nahm den Burschen unter ihre Obhut und ein Committee fastete und betete ein ganzes Jahr hindurch, um den tanzenden Teufel auszutreiben. Wenn man an Gott glaubt, so ist doch das, sich dem Teufel verschreiben und bei ihm Hülfe suchen, die traurigste Verirrung des menschlichen Geistes, die man sich denken kann!

Verschiedenes.

1. Begegnet man Morgens früh beim Ausgehen einem Manne oder Fuhrwerke, so bedeutet das Glück.

2. Begegnet man einer Heerde Schafe, so hat man ebenfalls Glück.

3. Wer Glück auf dem Wege haben will, der trete des Morgens mit dem rechten Fuße zuerst aus dem Hause.

4. Wem die Nägel an den Händen blühen, dem blühet auch sein Glück.

5. Wenn man auf den Nägeln weiße Flecken bekommt, so enthält man entweder Geld oder neue Kleider—ein schwarzer Fleck bedeutet Tod.

6. Ein Stück vom Strick eines Erhängten bei sich tragen, bringt Glück.

7. Von wem das falsche Gerücht geht, daß er gestorben sei, der wird lange leben.

8. Wenn sich die Katzen putzen, so bekommt man Besuch.

9. Wer Anfangs verliert, wird später gewinnen.

10. Wer stark mit Haaren bewachsene Hände hat, bekommt eine reiche Frau.

11. Juckt einem die linke Hand, so wird man Geld bekommen, juckt die rechte, so muß man Geld ausgeben.

12. Wem es in den Augen juckt, der wird bald weinen.

13. Wenn es dir in dem rechten Ohre klingt, so lobt Dich Jemand, klingt es aber in dem linken Ohre, so wirst du verläumdet.

14. Wenn 13 Personen an einem Tische sitzen, muß einer aus der Gesellschaft noch in demselben Jahre sterben.

15. Wenn uns früh beim Ausgehen zuerst ein altes Weib entgegenkommt, hat man den Tag über kein Glück.

16. Wenn Jemand ausgeht, um ein wichtiges Geschäft zu verrichten und es läuft ihm ein Hase über den Weg, so ist das ein böses Omen.

17. Hebst du auf dem Wege ein Band mit Knoten auf, so hebst du dein eigenes Unglück auf.

18. Wer sich auf dem Wege verirrt hat, der erinnere sich nur, mit wem er am Weihnachtsabend am Tische gegessen hat, und er wird sich wieder zurecht finden.

19. Wer bei Tisch das Salzfaß umwirft, wird Verdruß haben.

20. Wer einen Spiegel zerbricht, der hat neun Jahre Unglück in der Familie.

21. Was Einem an Sonntagen träumt, das geht in Erfüllung.

22. Wenn Jemand von einem Begräbniß träumt, so wird er bald Hochzeit haben.

23. Wer vom Feuer träumt, der wird bald mit der Leiche gehen.

24. Wenn ein Mädchen pfeift, so weint die Mutter Gottes und es lacht der Teufel.

25. Blutregen verkündet einen schweren Krieg.

26. Durch nasse Witterung aufgeschwollenes und von Insekten zerfressenes, mit schlangenähnlichen Flecken bedecktes Laub, wird als eine Wundererscheinung angesehen und als ein grauenvolles Zeichen des göttlichen Zornes betrachtet.

27. Wenn sich Jemand in dem Wasser, von welchem die Hühner getrunken haben, oder in welchem Eier gekocht worden sind, wäscht, der bekommt Warzen.

28. Wenn im Dorfe ein Haus brennt, so hat der Priester die Macht, mit dem hochwürdigsten Gute das Feuer zu löschen. Er geht mit der Monstranz unter dem Mantel verborgen, dreimal um das brennende Haus herum und dem Feuer wird Einhalt gethan.

29. Das Brod muß stets auf die untere Seite gelegt werden. Legt man es auf die obere, dann geht der Segen aus dem Hause.

30. So viel Salzkörner man wegwirft, so viel Thränen muß man weinen.

Siebzehntes Kapitel.

Armuth in Deutschland. — Deutsche Kinder.

Deutschland hat unter seinem eigenen Volke einen schrecklichen Feind — der nicht nur in dieser oder jener Stadt, nicht an dieser oder jener Grenze grollt, sondern über alle Städte, über alle Länder und Ländchen hat er sich verbreitet. — Dieser Feind ist die Armuth, welche über den bei weitem größten Theil der Bevölkerung Deutschlands sich gelagert hat. Das Schreckbare dieser Armuth liegt nicht allein in ihrer Intensität, nicht in ihrem stätigen Anschwellen, — sondern an der eigenen drohenden Haltung, welche sie gegenüber dem Reichthum eingenommen hat. — Wohlgemerkt! — die Armen des heutigen Deutschlands sind nicht mehr die Armen, die zu Lazarus Zeit schweigend vor den Thüren lagen, — die sich zufrieden gaben, wenn die Hunde ihre Wunden leckten, — die demüthig baten um ein Stücklein Brod, — die vorlieb nahmen mit den Brosamen, die von den Tischen der Reichen fielen, — nein, es sind heute ganz

andere Arme — es sind Arme, in deren Herzen der Haß gegen die Reichen kocht, aus deren Augen die Begierde spricht, mit den Reichen zu theilen. — Und wenn nicht die Furcht vor den bestehenden Gewalten sie abhielte, so würden sie ohne Scheu es aussprechen, daß man Abrechnung halten wolle mit den Besitzenden. Denn noch nie war die Haltung der sogenannten Proletarier gegen die Reichen so drohend, ihre Stimmung so feindlich, noch nie waren die Armen so zahlreich im Verhältniß zu den Besitzenden, wie jetzt.

Liederliches Gesindel — Tramps — durchzieht bettelnd das Land von Dorf zu Dorf und gefährdet die Sicherheit. Um nicht von diesen Tramps belästigt zu werden, haben die Reichen in den Städten ihre Thüren mit Schildern versehen mit der Aufschrift:

„Hier ist Betteln verboten."

Allenthalben in Städten und auf Dörfern hört man das gleiche Jammern der Armen und die gleiche Klage, daß die Abgaben nicht zu erschwingen seien.

Der Socialismus ist nichts Anderes, als ein Verein von Nichthabenden — nichts Anderes, als das Nothgeschrei der Armen, ihre Lage zu verbessern. Kurz: Deutschland ist in Verar-



Hier ist das Betteln verboten.

mung begriffen, — der gut situirte Mittelstand ist verschwunden und die Kluft zwischen Reich und Arm erweitert sich von Jahr zu Jahr mehr und mehr.

Auf der einen Seite glänzende Hoffeste und reiche Dreßparaden, — auf der anderen ein drückendes Steuersystem und das Maul halten.

Auf der einen Seite Müssiggang und Wohlleben, — auf der anderen schwere Arbeit im Schweiße des Angesichts bei glühender Hitze und Hungerleiden. Auf der einen Seite prachtvolle, schwelgerisch ausgestattete Paläste, — auf der anderen zerfallene Lehmhütten und dunkle Buden.

Auf der einen Seite in Purpur gekleidete, mit Orden und goldenen Tressen behangene Cavalliere, — auf der anderen mit leinenen Kitteln und Lumpen bedeckte Menschen.

Auf der einen Seite herrschen und befehlen, — auf der anderen Winseln und im Staube kriechen.

In Preußen haben etwa 95 Prozent der selbstständig erwerbenden Personen ein Einkommen von unter 1600 M. und 50 Prozent der gesammten Bevölkerung haben ein Einkommen von unter 500 M., also nicht genug um zureichende Nahrung nebst Wohnung, Heizung und Beleuchtung zu beschaffen; und 40 Prozent haben eben genug um dieses zu vermögen.

Am schwersten leidet die Ackerbauklasse. Der vermehrte Steuerdruck ist für sie beinahe unerträglich. Der Landbebauer hat ungefähr 3 Prozent des Grundwerthes an Grundsteuer und 10—12 Prozent von seinem Einkommen zu zahlen. Außerdem hat er noch Kreis-, Gemeinde-, Schul- und Kirchensteuer und andere öffentliche Ausgaben zu entrichten. Ferner hat er durch den neuen Tarif alle Ackerbauwerkzeuge und Haushaltungsgegenstände theuer anzukaufen.

Der Militärdienst ist eine besondere Last, welche die Kosten des Landbebauers vermehrt und die Armuth des Volkes vergrößert. Junge, kräftige Männer, die gerne arbeiten und ein Handwerk lernen möchten, werden tausendweis aussortirt und in die Armee gesteckt, wo sie die besten und schönsten Jahre ihres Lebens auf dem Exerzierplatze, in Kasernen, Feldlagern und mit Schildwachstehen verseufzen unter der Fuchtel roher und brutaler Unteroffiziere oder reizbarer Lieutenants und Hauptleute.

Die Lebensmittelpreise sind höher, als in Amerika, England und Frankreich. Anstatt, daß der Reichstag Sorge tragen sollte, die Hauptnahrungsmittel des Volkes von den Abgaben zu entlasten und billiger zu machen, steigert er sie noch durch

Zölle im Preise. — Man denke nur an die Steuer auf amerikanisches Fleisch und Korn.

Die Löhne sind niedriger als in anderen Ländern. — Handwerker erhalten von 2 — 12 Mark wöchentlich. — Arbeiter und Dienstboten verdienen von 50—100 Pfennige (10 bis 20 Cts.) täglich. Männliche Dienstboten bekommen jährlich von 60 —100 Mark, — weibliche dagegen nur von 20—30 M., — macht 2 Cts. per Tag nach amerikanischem Gelde. Das klingt unglaublich — es ist jedoch Thatsache.

Für diesen Spottlohn haben die Dienstboten, Knechte und Mägde, täglich 16 Stunden und während der Erntezeit sogar 20 Stunden zu arbeiten. — Morgens um 4 Uhr muß der Arbeiter ins Geschirr und erst um 10 Uhr Abends darf er sich zur kurzen Ruhe niederlegen.

Kein Wunder daher, daß, wer immer so viel Geld zusammen sparen kann oder wer ein Grundstück zuverkaufen hat, sich zur Auswanderung bereit macht, um dem Druck der Steuern und der Schinderei beim Militär zu entgehen.

„Das deutsche Volk," sagte der Abgeordnete Bebel, „fühlt nur e i n B e d ü r f n i ß: Das Reisegeld nach Amerika."

Trotzdem behauptet Bismarck:

„Unsere Zustände im deutschen Reiche sind glücklich und zufriedenstellend.“

Traurig sieht es aus bei den armen Bauern in den entlegenen Haid- und Moorstrichen auf der Norddeutschen Gest. Diese Menschen kommen fast nie mit der Außenwelt in Berührung. Während der langen Wintermonate sitzt dieses armselige Volk in seinen schwarzgeräucherten Lehmhütten, ohne Nachricht vom Treiben der bunten Welt und ohne jede geistige Beschäftigung. Ihre Nahrung besteht aus „Pumpernikel“, Kartoffeln, Rüben Bohnen, Erbsen, Kohl und Mehlbrei. — („Pumpernikel“ ist ein aus grobem Roggenmehl und Kleie gebackenes Brod, welches von 30 — 40 Pfund wiegt und aussieht, wie ein schwarzer, glitschiger, harter Wetzstein. Dazu wird er bei den meisten Bauern nur 4—6 mal jährlich gebacken.)

Das größte Elend herrscht jedoch unter den sogenannten Heuerlingen, d. h., solchen Familien, die beim Bauer in einer kleinen Lehmhütte zur Miethe sitzen.

Diese Lehmhütten sind elende Behausungen, die nur eine einzige Stube und eine kleine Kammer für die Menschen und eine Abtheilung für das Vieh haben. Die Stube hat in der Regel nur ein in der Wand eingeschmiertes Fenster mit

4 oder 6 Scheiben. Zerbricht eine Scheibe, so wird das Loch mit Brettern zugenagelt, oder mit Lumpen verstopft. Durch die paar ganzen Scheiben fällt ein spärliches Licht in die Stube, die mehr einer Höhle, als einer von Menschenhänden errichteten Wohnung gleicht.

Die Einrichtung einer Lehmhütte der Heuerlinge ist ebenso primitiv, wie der Bau selbst. Ein roh gezimmerter, wackeliger Tisch—ein paar Stühle mit zerrissenen, aus Haberstroh geflochtenen Sitzen—ein Koffer zur Aufbewahrung der Sonntagskleider, ein wenig Wäsche und ein roher Bretterverschlag in einer Ecke der Stube, als Schlafstelle, — das ist das ganze Ameublement! Die Beleuchtung liefert eine Thranlampe, deren Docht aus Binsen, einer Art steifen Grases, gemacht ist.—Ja, in vielen Häusern beleuchtet ein angezündeter und in einem Torfe befestigter Kienspan, gleich einer ärmlichen Fackel, nothwendig die rustigen Gesichter der Hüttenbewohner, wenn sie am Abend mit Stricken und Spinnen beschäftigt sind. Die Beleuchtung ist nicht besser, wie die einer Eskimo-Hütte.

Wohl in keinem civilisirten Lande der Welt giebt es eine Menschenklasse, die ein traurigeres Dasein führt, als diese Heuerlinge. Sie sind zum

Darben und schwerer Arbeit verurtheilt — sie sind schlimmer daran, als die amerikanischen Sklaven ihrer Zeit es waren, denn diese litten doch wenigstens keinen Hunger.

Diese Leute bestellen jährlich einige Acker Land, — welches von dem Bauer, bei dem sie zur Miethe sitzen, gemiethet ist, — mit Roggen, Kartoffeln, Erbsen, Kohl und etwas Flachs. Nun ist es eine bekannte Sache, daß der Bauer sein bestes Land nicht hergiebt, sondern das magerste ist für seinen Heuerling gut genug. Der ausgesogene Boden verlangt Dünger. Woher den nehmen? Laub ist nicht zu haben, — das wenige Stroh, welches der Acker zur Erntezeit liefert, dient der einzigen Kuh im Winter zur Nahrung. Aber gedüngt muß werden, — was ist zu thun? Man „stoppelt" den Rasen des Ackers gleich nach der Erntezeit ab, schiebt denselben mittelst Handkarren in mehrere Haufen auf dem Acker zusammen, und nach einem Monat, wenn die Erde — denn weiter ist es nichts — heiß geworden ist, wird sie mit Karren auf dem Acker vertheilt und umhergestreut. Der Bauer besorgt darauf das Pflügen, wofür ihm der Heuerling durch Arbeit Entgelt leistet.

Das Resultat einer solchen Düngung ist, daß in den meisten Fällen es kaum der Mühe werth

ist, in der Ernte die Frucht einzuheimsen. Der Ertrag reicht nur für den Winter, und im April fängt schon das Hungerleiden an.

Viele Männer wandern im Mai nach Holland und in die Marschen von Ostfriesland, um dort durch Torfgraben und Grasmähen während des Frühjahrs und der Sommerzeit etwas zu verdienen. Die Frauen bleiben mit den kleineren Kindern daheim. Die größeren Kinder, die das 9. Jahr erreicht haben, werden im Mai zu einem Bauer in den Dienst gebracht, so daß die Mutter allein den Acker mit Sommerfrüchten zu bestellen hat.

Sie muß Kartoffeln, Erbsen und Bohnen pflanzen, sie muß jäten und begießen, sie muß kochen und waschen, Kinder pflegen und dem Haushalt vorstehen. — Das ist noch nicht Alles! — Nebenbei hat sie Frohndienste bei ihrem Miethsherrn zu verrichten. Auf den Pfiff ihres Bauern hat sie herbeizueilen, um beim Heumachen, Düngerstreuen, Kohlpflanzen und dergl. Arbeiten oft den ganzen halben Tag unentgeltlich mitzuhelfen. Mag sie auch mit ihrer eigenen Arbeit vollauf beschäftigt sein, sie muß Alles liegen lassen, ihr Kind auf den Arm nehmen und auf das Feld, auf die Wiese oder in den Garten des Bauern zur Arbeit eilen.

Nun denke man sich eine solche arme Mutter mit ihrem Säugling an der Brust, ein Kind an der Hand, und vielleicht noch schwanger dazu — die sich des Tages so müde gearbeitet, daß sie vor Müdigkeit und Mattigkeit mit ihren geschwollenen Beinen in die Erde sinken möchte, — die, nachdem sie einige dürre Reiser oder einen verdorrten Ginsterstrauch auf dem Wege aufgelesen, am Abende ihre öde, dunkle Hütte erreicht hat,—sich beim matten Scheine einer rußigen Thranlampe ihr frugales Abendbrod bereitet, bestehend aus Mehlbrei, oder „Pumpernikel" und einer Tasse Kaffee — und man kann vermuthen, mit welchen Gefühlen sie sich auf ihr ärmliches Lager zur Ruhe legt!

Wie oft weint nicht eine solche arme Mutter in stiller Nacht, daß es einen Stein erbarmen möchte und klagt ihrem Gott ihr Leid!—Sie weiß wohl, daß ihre Thränen die kalte Welt nicht rühren; aber sie macht leider auch nach und nach die Erfahrung, daß ihr Gott, der doch ihr armes Herz — ihre Armuth—ihr Elend und Trübsal kennt, auch die Sache beim Alten läßt. Ihr Vertrauen auf ihn wird erschüttert — sie wird nachdenklich — der Gedanke an eine ungerechte Welt wird in ihr rege, aber sie lästert nicht — es ist ja doch nicht zu ändern.



Wie oft weint nicht eine solche Mutter in stiller Nacht, daß es einen Stein erbarmen möchte und klagt ihrem Gott ihr Leid.

Ihre heißen, heimlichen Thränen versiegen, ihre nächtlichen inbrünstigen Gebete verstummen und allmählig legt sich ein kalter, starrer Winter auf ihr warmes Herz. Und so erträgt sie geduldig, ohne Murren und Klagen ihre Armuth und ihr Elend, bis der Tod sie aus diesem Jammerthale erlöst!

O, wenn die reichen und wohlhabenden Frauen es wüßten, in welcher Armuth und Dürftigkeit die größte Mehrzahl ihrer Schwestern leben, sie würden sicherlich ein seidenes Kleid weniger kaufen und einen Groschen mehr von ihrem Ueberflusse hergeben zur Linderung der Noth der Armen und Unglücklichen! —

Zum Schlusse dieses kleinen Buches sei mir erlaubt, noch ein Weniges über deutsche Kinder zu sagen.

Die deutschen Kinder, die Nachkommen der Friesen und Chauken, sind ein besonders frisches Geschlecht mit weißen Haaren und blauen Augen. Zu verschiedenen Malen sah ich auf dem Lande ein Rudel Buben daher springen — einige setzten über Hecken und Zäune hinweg, so leicht, wie junge Hirsche, während auch andere unter dem Zaune durchkrochen. (Knaben, die über Hindernisse leicht hinwegsetzen, werden sicherlich ganz



Einige setzten über Hecken und Zäune hinweg, so leicht, wie junge Hirsche.

andere Männer, als solche, die unten durchkriechen.)

Oft habe ich das Loos dieser Kinder der armen Leute bedauert. Kaum ist das Kind fähig sich selbst anzukleiden, so wird es von den Eltern an fremde Leute verdungen. Selten, daß ein Knabe ein Handwerk lernt — es müßten ja die Eltern während der Lehrjahre des Knaben die paar Thaler verlieren, die er anderseits beim Bauer als Kuh- oder Schafhirt verdienen würde.

Das Kinderverdingen ist eine Erwerbsquelle für die Eltern, sie nützen die Kinder aus, und leben von ihnen, so lange es gehen will, — bis die Kinder selbst sich verheirathen.

So ein kleiner Knabe von 9 Jahren verdient im Sommer 2 Thaler, Kost natürlich, ein paar Schuhe und einen „Pumpernikel." Letzteren nimmt die Mutter in Empfang, wenn sie das Kind in den Dienst bringt.—Im Herbst gehen die Kinder wieder zu ihren Eltern und besuchen während des Winters die Schule. So geht es fort — im Sommer beim Bauer — im Winter bei den Eltern, bis sie das 14. Jahr erreicht haben und aus der Schule entlassen werden. — Von nun an treten sie als Knechte und Mägde in den Dienst und jeden Groschen des bedungenen Lohnes holt

der Vater am Ende des Jahres, oder schon vorher vom Dienstherrn ab.

Ein Dienstmädchen erzählte mir, daß sie zwei Jahre lang für 12 Scheffel Kartoffeln bei einem Bauer gedient habe,—und diese Kartoffeln hätten ihre Eltern und die jüngeren Geschwister in einem Monat aufgegessen.

„Es war ein schlechtes Kartoffeljahr gewesen,“ sagte sie mit Thränen in den Augen, — „der Scheffel Kartoffeln kostete einen Thaler, — meine Eltern litten Hunger und mein Brodherr brachte ihnen die Kartoffeln. Da ich sechs Thaler das Jahr verdiente, so mußte ich zwei Jahre für einen Malter Kartoffeln dienen.“

Man fragt mit Entrüstung, ob es möglich sei, daß ein Mädchen zwei Jahre dienen mußte, um ihre Eltern einen Monat lang mit Erdäpfel zu ernähren!

„Und wer,“ frage ich, „der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, möchte nicht Antheil nehmen an der Ueberwältigung der Armuth, wo immer er sie findet! — Wer möchte nicht den edlen Versuch machen, aus diesen Söhnen und Töchtern der Armuth andere glückliche Menschen zu schaffen am Platze derer, die jetzt in Deulschland in Unwissenheit und Armuth ein kümmerliches Dasein fristen!“

Wenn auf dieser Welt etwas mir lieb und werth ist, so ist es ein gesundes, schönes Kind. Ein Kind ist in seinem tiefsten Wesen nach weder männlich noch weiblich—es ist kindlich. In seiner Kinderseele ist noch Waffenstillstand zwischen den Mächten, die sich um den Menschen reißen. In den Augen eines unschuldigen Kindes liegt ein ganzer Himmel und sein Blick und seine fröhliche Stimme haben mehr als einmal in einem Lebensmüden die Kraft zu neuer Anstrengung wieder erweckt.

Vor einigen Jahren schlenderte ich eines Tages in Gedanken versunken, die Lombard Straße in Baltimore entlang. Ich befand mich in einer traurigen Gemüthsstimmung — war mißmuthig und wähnte mich von Gott und aller Welt verlassen, als plötzlich hinter mir eine helle Kinderstimme rief:

"Say, Mister, your coat is dirty!"

Ich schaute mich um und erblickte ein sauber gekleidetes 7—8jähriges Mädchen. Es wiederholte seine Bemerkung und zu gleicher Zeit erfaßte es mit seinen kleinen Händchen den schmutzigen Flügel meines Rockes und rieb den Staub ab. Ich ließ das ruhig geschehen und sagte dann:

„Ich danke dir, du liebes Kind."

"O, not at all — you are wellcome to it," erwiderte es mit einer solchen sichtlichen Aufrichtigkeit, die einen Misanthropen hätte bekehren müssen. Im Weitergehen konnte ich das Verlangen, nach dem lieben herzigen Mädchen noch einmal zurückzuschauen, um noch einen letzten Blick in sein schönes Gesicht zu thun, nicht unterdrücken. Und ehe ich zehn Schritte weiter gegangen war, hielt ich inne. Es folgte mir langsam nach—ich bedankte mich noch einmal und bat es um seinen Namen:

"Priscilla is my name," rief es.

Noch heute, nach vielen Jahren, erinnere ich mich dieses schönen Mädchens mit der edlen Gemüthsart. Es hat in meinem Herzen einen blumengeschmückten Altar mit seinem liebenswürdigen Bilde darauf errichtet.—Hier war ein Kind,—ein Bild der moralischen und physischen Reinheit. Nach Alban Stolz wirken, vermöge ihrer substantiellen Verwandtschaft, sinnliche und moralische Reinheit aufeinander, so daß der Mensch, mit reinem Herzen, auch äußerlich gerne reinlich erscheint, hingegen wird der Mensch, der auf seine äußere Erscheinung nichts gibt, auch weniger Abscheu vor moralischer Unreinlichkeit haben.

Unwillkührlich dachte ich, bei der Betrachtung dieses Mädchens, an den Spruch:

„Wer eines von diesen Kleinen ärgert, dem wäre es besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehäugt, und er in die Tiefe des Meeres versenkt würde.

Ende.

